



Ehe



Familie



Leben



Erziehung

Psychologische Beratung
im Bistum Osnabrück

Impressum

Herausgeber:
Bistum Osnabrück
Referat für Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung
Dr. Christoph Hutter
Domhof 12, 49074 Osnabrück
Telefon: 0541 318-258
Telefax: 0541 318-333258

Layout:
Dom-Medien GmbH, Osnabrück

Druck:
Steinbacher Druck GmbH, Osnabrück

Fotos:
Paula Markert; unsplash.com / Andrew Small;
iStockphoto.com: bluecinema, DGLimages, Dobrila Vignjevic, EasyTimer, FatCamera,
FG Trade, GDArts, Geber86, Juanmonino, Johnce, O. Simankova, PeopleImages, PIKSEL,
skynesher, StockPlanets, Xesai, Zoran Zeremski

Die Berichte aus den einzelnen Beratungsstellen liegen diesem Heft nach Regionen geordnet bei oder sie können auf unserer Homepage eingesehen werden www.efle-beratung.de.

Bedeutung der Abkürzungen im Heft:

EB	Erziehungsberatung
EFL	Ehe-, Familien- und Lebensberatung
EFLE	Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung
Kath. BAG	Katholische Bundesarbeitsgemeinschaft für Beratung e.V.
SGB VIII	Achtes Sozialgesetzbuch (Kinder- und Jugendhilfegesetz)

JAHRES
BERICHT
2020

E h e F a m i l i e L e b e n E r z i e h u n g

Inhaltsverzeichnis

Themen und Zahlen

- 5 Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung 2020 (Christoph Hutter)

Abschied von Daniela Engelhard

- 19 Daniela Engelhard – Danke für 19 Jahre Begleitung und viele wertvolle Impulse (Christoph Hutter)
- 21 Gruß von Daniela Engelhard

Schwerpunkte: Corona – Trauma – Flucht

- 22 Was hat Corona mit uns gemacht? (Christoph Hutter)
- 28 Traumatisierte geflüchtete Menschen in der Corona-Pandemie – Interview mit Seba Chehab und Fereshteh Afsar (Christopher Trouw und Justinus Jakobs)
- 32 „Nur wenn ich gut für mich sorgen kann, kann ich auch für andere sorgen“ – Interview mit der Traumatherapeutin Andrea Völkerink (Christopher Trouw und Justinus Jakobs)
- 36 Geflüchtete in einer Familienberatungsstelle (Beate Grüterich)

Veränderungen

- 38 „Du freust dich immer so an mir!“ Interview mit Monika Pomberg (Birgit Wittstruck und Katja Schwerdt)
- 43 Beratungsstellen im Bistum Osnabrück

Regionale Beilagen **Berichte der Beratungsstellen**

Landkreis Diepholz	Bassum, Sulingen
Landkreis Emsland	Papenburg, Meppen, Lingen
Grafschaft Bentheim	Nordhorn
Stadt und Landkreis Osnabrück	Lotter Straße, Straßburger Platz, Bersenbrück, Georgsmarienhütte

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

Nach einem turbulenten Jahr und mitten in einer Krisen- und Umbruchszeit für die Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatungsstellen des Bistums Osnabrück möchten wir Sie über unsere Arbeit informieren. Danke, dass Sie sich die Zeit zum Lesen nehmen.

2020 war Corona-Jahr, es war ein Jahr, in dem wichtige Positionen im Bistum neu besetzt wurden und in dem klar wurde, dass wir uns von unserem bewährten Modell der Honorararbeit verabschieden müssen. Das alles hat hohe Wellen geschlagen, die sich noch nicht gelegt haben!

In Zeiten wie diesen, ist es für uns wichtig, uns immer wieder darauf zu besinnen, was den Kern unserer Arbeit ausmacht. Es geht darum, für all die vielfältigen Problemlagen und Sorgen, die entlang der Lebenswege von Singles, Paaren und Familien auftauchen, offen zu sein. Es geht darum, in Krisen und Entscheidungssituationen von Menschen Resonanzräume zu eröffnen, in denen sie die Kraft bekommen, wichtige Entscheidungen zu treffen.

Wenn Sie unseren Rechenschaftsbericht über Zahlen und Fakten lesen, werden Sie sehen, dass die EFLE-Beratungsstellen hier eine verlässliche Größe in der psychosozialen Versorgungslandschaft darstellen. Drei Stichworte tauchen in den inhaltlichen Artikeln immer wieder auf: Corona, Trauma und Flucht. Rund um diese drei Themen sind mehrere Texte und Interviews mit Kolleginnen entstanden, die wichtige Einblicke in unsere Arbeit des letzten Jahres geben.

Daniela Engelhard hat nach 19 Jahren die Leitung des Seelsorgeamtes abgegeben. Sie war in all diesen Jahren für die EFLE eine wichtige Gesprächspartnerin. Zwei Texte – einer über sie und einer von ihr – würdigen die Zeit und den Abschied.

Der Jahresbericht wird abgerundet durch ein Interview mit der Kollegin Monika Pomberg, die nach 39 Jahren die Beratungsstelle Meppen verlässt. Ihr ganz persönlicher Blick auf die Zeit und auf die Beratungsarbeit bietet wertvolle Einblicke in das, was unsere Arbeit im Innersten ausmacht.

Wie in jedem Jahr möchte ich an dieser Stelle Dankeschön sagen. Danke an die Kooperationspartner für die engagierte Zusammenarbeit, die sich auch durch Corona nur wenig hat stören lassen. Danke an die Landkreise und Kommunen für die gute Zusammenarbeit und die finanzielle Unterstützung, die gerade in dieser Krisenzeit so wichtig für uns sind. Danke an das Bistum Osnabrück als unseren Träger. Gerade in diesen herausfordernden Zeiten ist es wichtig, gemeinsam auf Kurs zu bleiben. Ein herzliches Dankeschön gilt auch den Ratsuchenden: Danke für Ihre Offenheit und Ihr Vertrauen. Wir wissen dies sehr zu schätzen.

Ihnen allen wünsche ich eine anregende Lektüre!

Ihr



Christoph Hutter
Leiter des Referats für Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung

Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung 2020

Christoph Hutter

Corona-Jahr 2020

Das Corona-Virus und die damit einhergehende Covid-19-Pandemie haben im Jahr 2020 die Welt in den Griff genommen und vieles andere in den Schatten gestellt und aus dem Blick geraten lassen. Was das aus psychologischer Sicht und insbesondere für die Arbeit in den Beratungsstellen bedeutet, wird später in diesem Heft noch ausführlicher berichtet. Wenn es stimmt, dass die Veränderung der Sprache ein sensibler Indikator dafür ist, was in der Welt geschieht, dann kann auch in dieser Hinsicht gesagt werden: 2020 ist DAS Corona-Jahr. Etwa 1000 neue Wortschöpfungen, die letztes Jahr entstanden sind, hat das Leibniz-Institut für Deutsche Sprache verzeichnet, um zu beschreiben was wir gerade erleben. Nies-Etikette, Schniefscham, Social Distancing und auch Corona-Party sind nicht nur Worte, die wir vorher nicht benutzt haben, sie transportieren auch ein Lebensgefühl. Einheitlich ist dieses Gefühl natürlich nicht. Und so erstaunt es nicht, dass auch Worte im Umlauf sind, die mit einem Augenzwinkern verbunden sind. So etwa, wenn der Kindermund zitiert wird, der stolz erzählt, dass Mama ein „Systemelefant“ ist. Das muss etwas sehr, sehr Wichtiges sein! Am Ende des Jahres standen dann Begriffe, die die erschöpfte Lage im Land abbildeten: „Pandemiemüde“ waren viele Menschen, abgekämpft. Dass Menschen, die sich hilflos, handlungsunfähig und ohnmächtig fühlen, auch zornig werden können, fand zu Beginn 2021

seinen Ausdruck im Wort „mütend“ – ein Zusammenspiel der Worte müde und wütend.

Schaut man auf den Alltag der Menschen, dann kann es nicht verwundern, dass Corona das letzte Jahr bis in die Sprache hinein geprägt hat. Der Verlust von Tagesstruktur, Gefühle von Einsamkeit und Unkalkulierbarkeit, psychosoziales Krisenmanagement für die Kinder, denen die Spielkamerad*innen fehlten sowie die vertrauten Abläufe, führten zu Überforderungen und ließen mehr Beratungsanlässe notwendig werden. Zudem entstand ein Fehlen von häuslichen Rückzugsorten. Home-Office und Home-Schooling nahmen sich einen großen Raum. Kinder wurden Zeugen, die neu auszuhandelnden



Räume sowie Rollenverteilungen zwischen Eltern mitzuerleben und sie erlebten zudem das Wegbrechen von alternativen Räumen, wie z.B. Begegnungsräumen, Kinderbetreuung, Schule, offene Jugendarbeit.

Sowohl Eltern, Alleinerziehende als auch Singles erlebten einen Mangel an Begegnungsräumen für sich. Der Mangel wurden oft zu einer großen Herausforderung, der wachsende ökonomische Druck durch z.B. Kurzarbeit oder der Sorge, bald existenziell betroffen zu sein, beengte Wohnverhältnisse und vieles mehr, waren Zutaten, aus denen weitere Überforderungssituationen und Beratungsanlässe entstanden.

In der Beratungsarbeit kamen diese Themen später als erwartet an, dann aber mit großem Druck. Am Ende des erstens Lockdowns stand das Erstaunen vieler Beratenden, dass die Beratungen nicht allzu sehr von spezifischen Corona-Themen geprägt waren. In allen Beratungsstellen wurden Beratungsprozesse telefonisch weitergeführt. Inhalte waren dabei zumeist keine anderen als vor Corona. Eine eindeutige Erklärung dafür gibt es bis dato nicht. Nicht wenige Familien haben beschrieben, dass gerade die Zeit im ersten Lockdown für sie auch schön war. Der Alltag entschleunigte sich. Das mag eine Sehnsucht offenbaren, von der uns Menschen in der Beratung ganz lange schon erzählten. Paare entdeckten sich neu, weil sie – endlich einmal – „gezwungen“ waren, Zeit miteinander und mit ihren Kindern zu verbringen.



Andere Menschen haben sich so eingeschlossen gefühlt, dass sie nicht auf die Idee gekommen waren, während der Telefonsprechzeiten anzurufen um sich Hilfe zu holen. Die Tatsache, dass es im ersten Lockdown keine Gespräche vor Ort gegeben hat, ist an der Statistik abzulesen. Wir verzeichnen für das letzte Jahr auf Bistumsebene einen Rückgang der Neuanmeldungen um 12,3 Prozent.

Mit dem zweiten Lockdown änderte sich das Bild. Sämtlich skizzierte Anlässe von Corona-Themen (s.o.), gestalteten sich zu Beratungsthemen. Während des zweiten Lockdowns wurden neben der Telefonberatung auch Face-to-Face-Gespräche in den Beratungsstellen angeboten. Die Beratenden erlebten die Ratsuchenden als zunehmend belastet, verzweifelt und gereizt. Immer mehr Menschen fiel es offensichtlich schwer, sich selbst zu beruhigen und unter Corona-Bedingungen unbeirrt und einigermaßen vertrauensvoll den eigenen Weg weiterzugehen. Gruppenangebote konnten leider weiterhin nicht durchgeführt werden.

Honorarkräfte – Prägung jahrzehntelanger Beratungsarbeit

So sehr Corona das letzte Jahr bestimmt hat, so folgeschwer ist für die Beratungslandschaft des Bistums Osnabrück eine weitere Entscheidung. Seit Jahrzehnten wurde die Beratungsarbeit nicht nur von festangestellten Berater*innen angeboten, sondern auch von Honorarkräften, die eng mit den Beratungsstellen zusammenarbeiten. Dieses Modell, das es früher in vielen deutschen Bistümern gegeben hat, stand in anderen Diözesen bereits vor einigen Jahren nicht nur auf dem Prüfstand, sondern es wurde dort abgeschafft.

In der Diözese Osnabrück wurde an Honorarmitarbeitern festgehalten, weil damit ganz entscheidende Vorteile für alle Seiten verbunden waren. Einer der großen Vorteile lag darin, dass die hohe Anzahl von Beratenden dazu führte, dass es für alle Ratsuchenden den/die möglichst richtige/n Ansprechpartner*in gab.

Fachleute aus multidisziplinären Kontexten konnten ihren jeweiligen Blick in die Beratungsarbeit einbringen und dadurch gewährleisten, dass die große Vielfalt von Beratungsanliegen auf eine entsprechende Vielfalt von Lebens- und Beratungserfahrungen trifft. Die große Flexibilität vieler Honorarkräfte ermöglichte es immer wieder, dass sowohl zeitnahe als auch passgenaue Angebote für Ratsuchende gemacht werden konnten. Honorarkräfte leisteten einen wichtigen Beitrag, das Versprechen der Niedrigschwelligkeit von Beratung einzulösen. Umgekehrt ist das Honorarmodell für viele Kolleg*innen eine große Bereicherung, weil sie Beratungen passend zu ihrer eigenen beruflichen Karriere und Lebensphase anbieten konnten. Schließlich war es auch für das Bistum von Vorteil, die vorgehaltenen Beratungsressourcen über Honorargelder aufzustocken, um mehr Beratungsangebote zu machen. Dieses wäre über ausschließlich festangestellte Kräfte nicht möglich gewesen – der große Bedarf an Beratung war dabei schon immer unübersehbar.

Die Honorarkräfte sind nicht nur ein Spiegel der Vielfalt, die Beratung auszeichnen muss, sie sind genau wie die festangestellten Kolleg*innen, Garant für die hohe Qualität, die das Beratungsangebot der EFLE-Stellen auszeichnet. Viele von ihnen sind als EFLE-Berater*innen ausgebildet oder bringen andere therapeutische oder beraterische Qualifikationen mit. Außerdem finden sich ausgewiesene

Fachleute unter den Honorarkräften, mit deren Hilfe wir für unsere Ratsuchenden spezielle Angebote wie Reittherapie, therapeutisches Sandspiel, Trauerbegleitung und vieles mehr zugänglich machen konnten.

Die Beratungsarbeit des Bistums Osnabrück verstand sich immer schon als professionelles psychosoziales Angebot und als Teil der Pastoral. Viele Honorarkräfte zeigen durch ihre überzeugte und selbstverständliche Verwurzelung in Kirche und Gemeinde, dass Beratungsstellen auch als besondere kirchliche Orte verstanden werden können. Selbstverständlich geht es in der Beratung um die Problemlagen der Ratsuchenden. Ebenso selbstverständlich ist, dass die Beratungsstellen allen Menschen offenstehen, egal welcher Nationalität, welche sexuelle Orientierung sie haben, ob überhaupt oder an was sie glauben. Beratung versucht, für alle Menschen gleichermaßen segensreich zu sein. Und doch ist es den Berater*innen wichtig, mit welcher Haltung, mit welchem Blick auf die Menschen und mit welcher Überzeugung sie ihre Arbeit tun. Immer wieder gab es Gespräche, in denen Honorarkräfte formulierten, dass die Beratungsstelle für sie ein Ort sei, an dem sich Kirche ereignet.

Wir müssen heute zur Kenntnis nehmen, dass sich die politische Bewertung dieses Modells verändert hat. Im Laufe des letzten Jahres sind wir in intensiven Gesprächen zwischen unterschiedlichen Verantwortlichen

zu dem Ergebnis gekommen, dass das Honorarmodell nicht weiter aufrechterhalten werden kann. Deshalb hat ein Umstrukturierungsprozess begonnen, der uns verpflichtet, uns innerhalb des Jahres 2021 von allen Honorarkräften zu trennen.

Dies ist ein schmerzhafter Einschnitt, den alle in der Beratungslandschaft Engagierten zutiefst bedauern. Wir verlieren professionelle Partner*innen, mit denen wir jahrelang eng kooperiert haben und die für Hunderte von Ratsuchenden hilfreich gewirkt haben. Gleichzeitig sind wir dankbar für all die Verlässlichkeit, Flexibilität und Professionalität. Wir sind auch dankbar für die Herzlichkeit, mit der wir uns begegnet sind und für das gemeinsame, so oft spürbar gewesene Bestreben, Menschen in Notlagen gut zu beraten.

Schließlich müssen wir ab Januar 2022 damit umgehen, dass in Zeiten knapper werdender finanzieller Mittel die Arbeit, die von den Honorarkräften geleistet wurde, bei weitem nicht in vollem Umfang von festangestellten Kolleg*innen übernommen werden kann. Wir rechnen heute damit, dass mit der Umstrukturierung eine Reduktion unserer Angebote um mindestens zehn bis fünfzehn Prozent einhergehen wird. Für die Präsenz des kirchlichen Beratungsangebots und vor allem für die Ratsuchenden können wir dies nur beklagen.

Personelle Wechsel – Abschied und willkommen heißen

Im letzten Jahr kam es im Bistum Osnabrück zu wichtigen personellen Veränderungen. Mit dem Wechsel in der Leitung des Seelsorgeamtes geht für die Beratungsarbeit eine Ära zu Ende. Frau Dr. Daniela Engelhard hat in dieser Funktion die EFLE 19 Jahre lang begleitet. Sie war Gesprächspartnerin, Anwältin der Beratungsarbeit und Impulsgeberin. An dieser Stelle sei noch einmal auf die beiden Artikel in diesem Heft verwiesen, die anlässlich ihres Abschieds entstanden sind.

Im Dezember 2020 haben die beiden Theolog*innen Dr. Martina Kreidler-Kos und Bruno Krenzler die Leitung des Seelsorgeamtes übernommen. Wir freuen uns darauf, mit ihnen in einen intensiven Austausch zu kommen über die gemeinsame Gestaltung der Beratungsarbeit im Bistum. Auch der Wechsel des Generalvikars hat für die Beratungslandschaft im Bistum eine große Bedeutung. Generalvikar Theo Paul hat sich nach fast 24 Jahren als dienstältester Generalvikar Deutschlands aus seinem Amt zurückgezogen. Wir danken ihm ganz herzlich für den wohlwollenden Blick und all die Unterstützung, mit denen er die Beratungsarbeit im Bistum immer begleitet hat. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit seinem Nachfolger Ulrich Beckwermert, der seit September 2020 dieses Amt bekleidet.

Ehe Familie Leben Erziehung

Was ist EFLE?

Die Beratungsarbeit im Bistum Osnabrück folgt mit ihrem Konzept einem integrativen Blick auf Familien. Anders als in anderen Bistümern wird die Ehe-, Familien- und Lebensberatung nicht von der Erziehungsberatung getrennt. Die Problemlagen, die ein Paar in seinen Beziehungen erlebt, hängen oft eng zusammen mit den Herausforderungen, die das Paar als Eltern zu bewältigen hat. Wenn man auf den Lebenszyklus der Menschen schaut, spricht vieles dafür, die Entwicklungsthemen von Jugendlichen, jungen Erwachsenen, Singles, jungen Eltern, Paaren, deren Kinder aus dem Haus gegangen sind, verwitweten Menschen, Rentnern etc. nicht künstlich voneinander zu trennen. Selbstverständlich gibt es für viele Lebenslagen und Lebensformen spezielle Fragestellungen, deshalb kooperieren wir im Einzelfall gerne mit Spezialist*innen und spezialisierten Einrichtungen. Letztlich ist es aus unserer Perspektive aber wichtig, eine offene Tür und offene Ohren zu finden, wann immer man auf dem Lebensweg in „stürmische Gewässer“ gerät.

Viele Menschen klagen heute darüber, dass sich Ansprechpartner*innen für nicht zuständig erklären. Dies versuchen wir in unseren Häusern zu vermeiden, indem wir vier große Themen unter einem Dach verbinden: EFLE

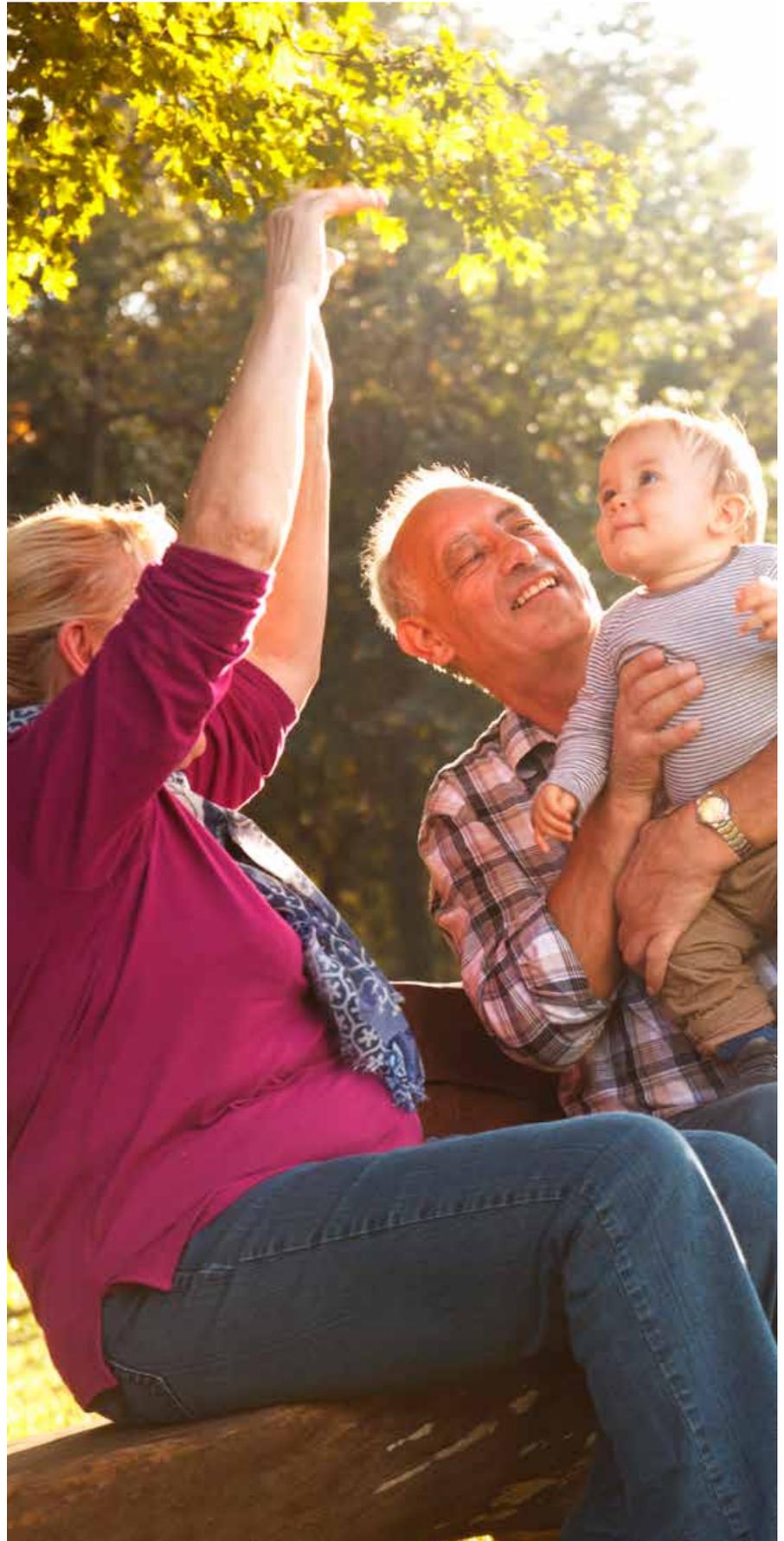
E Das erste „E“ steht für die Ehe-, Partnerschaft- oder Paarberatung. Aus einer vielfältigen Forschung wissen wir, was für einen großen Einfluss auf das Lebensglück, die Gesundheit und den Erfolg von Menschen es hat, ob sie in einer glücklichen und förderlichen Beziehung leben. Nachdem dieser Bereich im deutschen Gesundheitswesen nur ganz am Rande behandelt und nur selten abgerechnet werden kann, ist es umso wichtiger, dass sich die Kirchen hier engagieren, um die soziale Einbindung von Menschen immer wieder zu fördern und abzusichern. Die Kern- und Keimzelle dieser Einbindung ist in den Sehnsüchten der Menschen und in der gesellschaftlichen Realität immer noch die intime Paarbeziehung. Dass wir hier im Auftrag des Bistums verheiratete und unverheiratete Paare meinen, homo- und heterosexuelle Beziehungen, dass wir polyamor lebende Menschen begleiten, dass wir uns mit jungen und alten Paaren gleichermaßen auf den Weg machen und dass wir nicht nur die Liebe, sondern ebenso engagiert und fachkundig Trennungen begleiten, ist für uns selbstverständlich.

F Das „F“ in EFLE nimmt die Familien in den Blick. Besser müsste man sagen, alle Familienformen. Egal ob es um Klärungen zwischen den Generationen geht, um Paare, die einen unerfüllten Kinderwunsch haben oder um Paare, deren Kinder aus dem Haus gegangen sind und die am sogenannten „Empty-Nest-Syndrom“ leiden, egal ob sich erwachsene Geschwister auf den Weg machen möchten, um alte Konflikte endlich zu klären, ob gleichgeschlechtliche Paare ihren Kinderwunsch oder ob Patchworkfamilien ihre ganz besondere Vielfalt anschauen möchten – Familie ist für uns all das und vieles mehr.

L Das „L“ steht für Lebensberatung. Lange bevor Menschen sich überlegen, in Therapie zu gehen, verspüren sie oft den Wunsch, sich in einer kniffligen oder belastenden Lebenslage mit einer neutralen Person auszutauschen, die nicht nur zuhören kann, sondern auch noch öffnende und weiterführende Fragen stellt. Beratung wird hier zum Resonanzraum, um sich mit dem eigenen Leben zu beschäftigen und wichtige Weichenstellungen vorzunehmen. Vielfältige Themen wie die Gestaltung des Singlelebens, Outing, Überforderung, Erkrankungen, aber auch Schwierigkeiten mit dem Partner, der Partnerin oder auch der Großfamilie finden hier Platz.

E Das abrundende „E“ steht für den großen Bereich der Erziehungsberatung. Hier übernimmt das Bistum Osnabrück die Trägerschaft für einen Beratungsbereich, der zu den kommunalen Pflichtaufgaben gehört. Der unbedingte Schutz der Familie, den das deutsche Grundgesetz in Artikel 6 zusagt, bekommt unter anderem dadurch eine konkrete Form, dass der Staat sowohl Kindern und Jugendlichen, als auch den Erziehungsberechtigten institutionelle Hilfen zukommen lässt, wenn sie in Problemlagen kommen. Eine besonders niedrigschwellige Hilfe – also eine, die lokal leicht erreichbar ist, die schnell und unkompliziert zugänglich ist und die ohne Einzelfallprüfung sofort zur Verfügung steht – ist unsere Erziehungsberatung. Sie wird in §28 des Achten Sozialgesetzbuches (SGB VIII) beschrieben.

Kirche und Kommunen haben hier ein gemeinsames Interesse, nämlich Familien zu unterstützen, weil diese der Ort sind, an dem Kinder aufwachsen und fürs Leben geprägt werden. Daher gehören Erziehungsberatungsstellen schon lange und ganz selbstverständlich zu den Einrichtungen, in denen sich Kirche und Kommunen gemeinsam finanziell und strategisch engagieren. Dem Bereich der Erziehungsberatung werden alle bearbeiteten Fälle zugeordnet, in denen Familien betroffen sind, bei denen Kinder unter 21 Jahren im Haushalt wohnen.

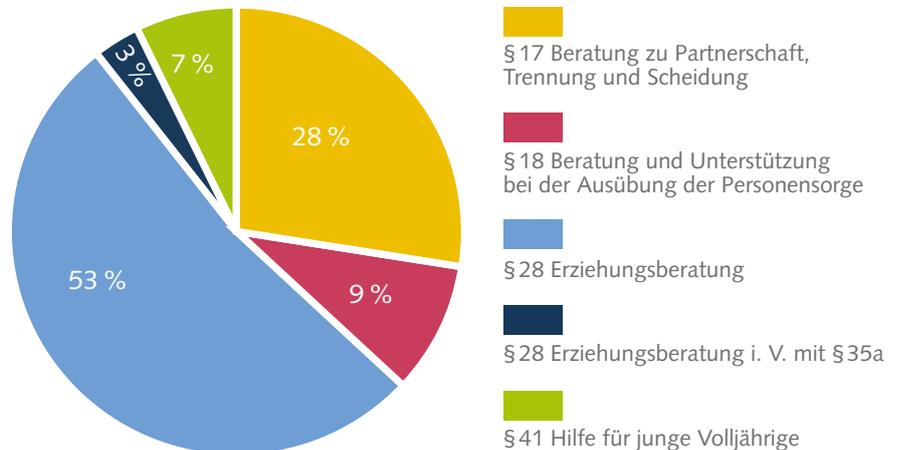


Ein genauerer Blick auf die Erziehungsberatung

Um die Arbeitsschwerpunkte der Erziehungsberatung zu differenzieren, wird im Bereich des SGB VIII statistisch die jeweilige Rechtsgrundlage unterschieden, auf der Beratung angeboten wird. Die folgende Aufstellung zeigt, auf welcher Rechtsgrundlage die nachgefragten Beratungen im Bereich der Erziehungsberatung im Jahr 2020 angeboten wurden.

- » Den Kern dieser Arbeit macht mit 52,4 % die klassische Beratung zu allgemeinen Erziehungsfragen aus. In §28 SGB VIII kommt die gesamte Palette familiärer Herausforderungen von den Sorgen um das Baby bis zu Fragen der Ablösung der Kinder vom Elternhaus zum Tragen.
- » In § 17 SGB VIII wird die Beratung von Eltern besonders ausgewiesen, die mit eigenen Partnerschaftskonflikten oder Trennungsgedanken zur Beratung kommen (27,6 %).

Rechtsgrundlage SGB VIII



- » Ebenfalls gesondert dokumentiert (§ 18 SGB VIII) wird die Arbeit mit getrenntlebenden Eltern, die in dieser besonderen Situation Unterstützungsbedarfe formulieren (9,3 %). Der Anteil an Alleinerziehenden liegt deutlich höher (26,5 % aller Ratsuchenden im Bereich des SGB VIII lebten 2020 mit nur einem Elternteil zusammen). Wenn deren Beratungsanliegen nicht direkt mit der Lebensform zusammenhängen, werden diese als allgemeine Erziehungsberatungen geführt.
- » Unsere Beratungsstellen stehen auch jungen Erwachsenen offen. Zwischen 18 und 21 Jahren werden diese noch in der Jugendhilfestatistik geführt (§ 41 SGB VIII). Sie machten 2020 7,1 % der Klientel aus.
- » Ein besonderes Angebot halten die drei emsländischen Beratungsstellen in Papenburg, Meppen und Lingen vor. Hier werden Teilleistungsstörungen (Lese-Rechtschreib-Schwäche und Rechenschwäche) diagnostiziert und behandelt. Der Anteil dieser Arbeit (nach § 35a SGB VIII) an der Erziehungsberatung lag im Jahr 2020 bei 3,4 %.
- » In allen diözesanen Beratungsstellen, in denen Erziehungsberatung angeboten wird, arbeiten ausgebildete Kinderschutzfachkräfte, die anderen Institutionen bei der Einschätzung von Kindeswohlgefährdung nach § 8a/b SGB VIII zur Seite stehen. Diese Fälle sind in der Gesamtstatistik unter § 28 erfasst. Begleitet wurden hier 47 Fälle und damit deutlich weniger als im Vorjahr (86).

Zahlen und Fakten

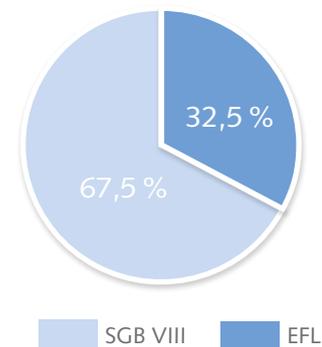
Anmeldezahlen

Oben wurde bereits darauf hingewiesen, dass wir im Jahr 2020 einen Rückgang der Anmeldungen um 12,3 % zu verzeichnen haben. Nachdem die Anmeldezahlen nach dem ersten Lockdown schnell das frühere Niveau erreicht haben, führen wir den Rückgang darauf zurück, dass wir aufgrund der Vorgaben des Landes im ersten Lockdown ausschließlich telefonisch beraten konnten. Beim „Durchbuchstabieren“ der Kernaufgaben der EFLE wurde sichtbar, dass es in unserer Arbeitsstruktur einen prinzipiellen Unterschied gibt zwischen der allein vom Bistum getrage-

nen Ehe-, Familien- und Lebensberatung und der zum Teil refinanzierten Erziehungsberatung. Deshalb werden die Kennwerte im Folgenden zumeist für beide Bereiche getrennt angegeben. Für die Neuanmeldungen bedeutet dies, dass der EFL-Bereich um 9,5 % zurückgegangen ist, die Erziehungsberatung um 13,6 %.

Blickt man auf den Zehnjahrestrend, so kann man zwei wichtige Befunde festhalten: Die Beratungsarbeit bewegt sich mit jährlichen Anmeldezahlen zwischen 5100 und 5800 Fällen auf einem relativ stabilen hohen Niveau. Das Verhältnis zwischen Erziehungsberatung und EFL-Beratung verschiebt sich langfristig etwas in Richtung der EFL-Beratung. So sind die Anmeldezahlen 2020 um 13,6 % im Bereich des SGB VIII gefallen, im Bereich der EFL-Beratung gab es einen Rückgang um 9,5 %. Damit

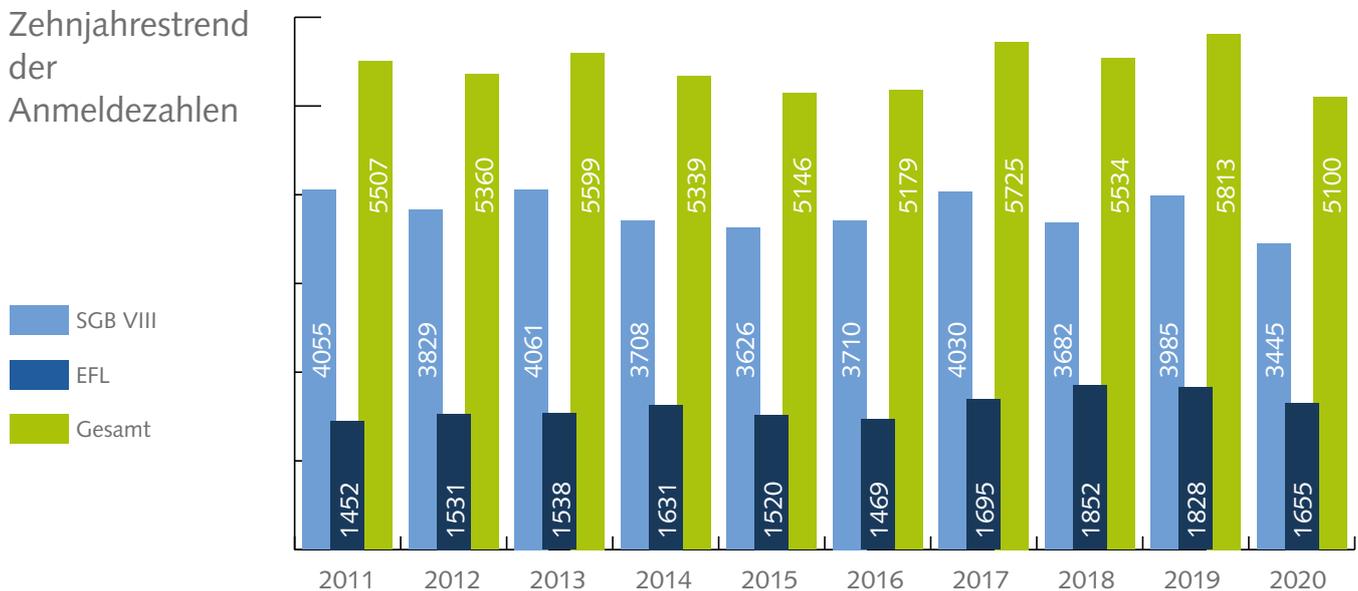
Verhältnis von Jugendhilfe- und EFL-Fällen



ergibt sich für das vergangene Jahr ein Verhältnis von 67,5 % Fallarbeit im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe zu 32,5 % Fallarbeit im Bereich der EFL-Beratung.

Die Anmeldezahlen geben das Arbeitsaufkommen in den EFLE-Beratungsstellen nur unzureichend wieder. Nachdem Beratungen nicht zum Jahresende abgeschlossen werden, kommt zu den Neuanmeldungen die Zahl der Übernahmen aus dem Vorjahr. Insgesamt hatten wir im letzten Jahr Kontakt zu 7664 Einzelklient*innen, Paaren oder Familien. Betrachtet man diese Gesamtzahl der durchgeführten Beratungen ist lediglich ein Rückgang um 3,7 % zu verzeichnen (SGB VIII: 4,8 %, EFL: 1,4 %).

Zehnjahrestrend der Anmeldezahlen



Wir haben seit Jahren eine konstante demografische Struktur der Ratsuchenden. Betrachtet man die statistischen Daten der letzten Jahre, so fällt auf, dass es hier kaum Veränderungen gibt. Dabei sehen wir interessante wiederkehrende Muster.

Geschlechterverteilung

Die Geschlechterverteilung ist im Bereich des SGB VIII viel ausgeglichener als in der EFL-Beratung. In der Erziehungsberatung stehen 50 % Mädchen und junge Frauen 49,9 % Jungen und jungen Männern und 0,1 % diversen Kindern und Jugendlichen gegenüber. In dem Bereich, in dem die Problemanzeigen oftmals von den Eltern oder von verweisenden Institutionen (Kindertageseinrichtungen, Kinderärzt*innen, Schulen) kommen, gibt es also offensichtlich ein gutes Gefühl dafür, dass es bei Jungen

und Mädchen gleichermaßen Problemlagen gibt, mit denen diese nicht alleine gelassen werden dürfen.

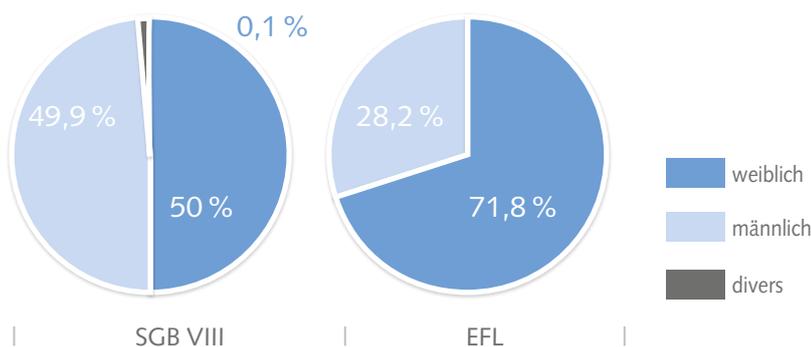
Tatsächlich legen die Feinanalysen der Zahlen aus einzelnen Beratungsstellen nahe, dass es hier noch einen zusätzlichen – ebenfalls stabilen – Alterseffekt gibt. In der Vor- und Grundschulzeit, wo Problemanzeigen vor allem von Eltern und Institutionen kommen, werden mehr Jungen angemeldet, während sich bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen, bei denen der eigene Wunsch nach Beratung im Vordergrund steht, eher die Mädchen beraten lassen. Diese Verschiebung lässt vermuten, dass Beratung ein gesellschaftliches Angebot ist, das mit den Unterstützungsbedarfen von Frauen kompatibler ist als mit den Unterstützungsbedarfen von Männern. Dass dieses strukturelle Problem leider nach wie vor besteht, zeigt sich auch daran, dass sich die Geschlechterverteilung im EFL-Bereich, genau wie in den Vorjahren, völlig anders darstellt als im SGB VIII-Bereich. Hier suchen mehr als zwei Drittel Frauen Unterstützung (71,8 %) während es nur 29,8 % Männer sind, die sich durch eine Krisensituation begleiten lassen.

Altersverteilung

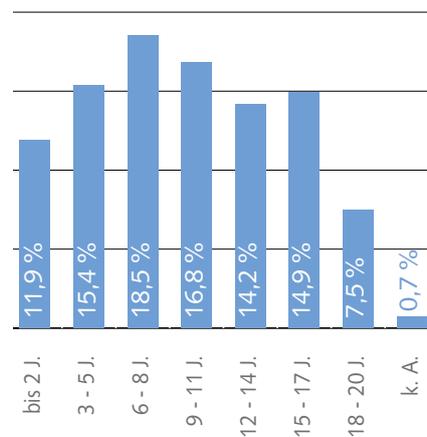
Auch mit Blick auf die Altersverteilung zeigt sich ein sehr ähnliches Bild wie in den Vorjahren.

Im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe fällt auf, dass das Alter der Angemeldeten relativ gleichmäßig über den ganzen Zeitraum verteilt ist, in dem Kinder im Haushalt ihrer Eltern leben. Es gibt eben nicht die eine Kindheitskrise, die bewältigt werden muss. Kinder aufzuziehen, ist von Anfang an ein Abenteuer, bei dem es sehr gut ist, wenn man immer mal wieder kompetente Gesprächspartner*innen und Ratgeber*innen an seiner Seite hat – und dieses Bedürfnis ändert sich nicht. Egal ob es um Schreibabys, die Eingewöhnung in den Kindergarten, die Einschulung, Ärger in der Klasse, Kinderängste, das Nachdenken über eine angemessene Schullaufbahn, die Höhe des Taschengeldes, Pubertätsthemen, Trennung und Scheidung oder andere Themen geht: Irgendetwas ist immer! Und es ist gut, damit nicht allein zu sein.

Geschlechterverteilung in der Jugendhilfe und der EFL-Beratung



Altersverteilung SGB VIII



Der erste hohe Ausschlag in der Altersverteilung EFL gehört zu demselben Themenkomplex. Denn die Zeit, in der junge Menschen noch nicht wirklich erwachsen, im Sinne von eigenständig und unabhängig von den Eltern sind, geht weit über das 21. Lebensjahr hinaus. Wir sprechen heute in der Forschung von einer Phase des „emerging adulthood“ (das entstehende oder anfängliche Erwachsenenalter). In dieser Zeit geht es darum, in einer immer unübersichtlicher und komplexer werdenden Welt den eigenen Lebensentwurf zu entwickeln und ihn zu realisieren. Dass diese Schritte in die Selbstständigkeit für viele junge Erwachsene mit Problemen und Beratungsbedarfen verbunden sind, beobachten wir seit vielen Jahren.

Die vergleichsweise niedrigen Anmeldezahlen von Menschen zwischen dreißig und fünfzig hängen möglicherweise damit zusammen, dass dort oft die eigenen Kinder und Jugendlichen in die Problemlagen involviert sind, die Fälle also als SGB VIII-Fälle behandelt werden. Wenn beispielsweise Eltern in die Beratungsstellen kommen, weil sie z.B. über den Pubertätsstreitigkeiten mit ihrer Tochter selbst in eine Konfliktlage gekommen sind, dann erscheint dieser Fall mit dem Alter der Tochter in der SGB VIII-Statistik.

Nach der Kinderphase verzeichnen wir noch einmal eine große Gruppe von Menschen zwischen 50 und 60 Jahren. In diesen Beratungen geht es

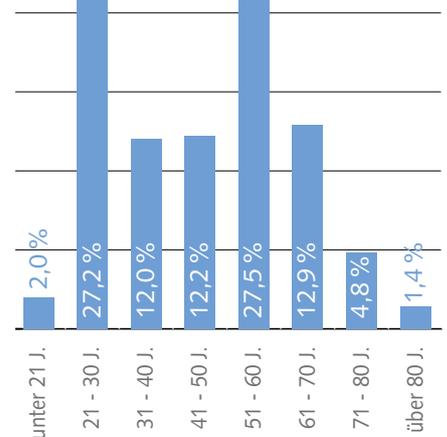
oft um die Rückschau auf die Kinderphase und darum, sich als Paar wieder neu zu finden und sich wieder mehr aufeinander zu beziehen.

Wir freuen uns, dass es einen kleinen Aufwärtstrend im Bereich der Beratung älterer Ratsuchender gibt. Lag der Anteil der über Sechzigjährigen im Jahr 2018 noch bei 15,9 %, so stieg er 2019 auf 18,3 % und 2020 auf 19,1 % der EFL-Fälle. Wie bereits beschrieben steht die Beratung allen Menschen unabhängig von ihrem Alter und Geschlecht zur Verfügung. Gleichzeitig zeigen die demografischen Zahlen, dass es nicht für alle gesellschaftlichen Gruppen gleichermaßen selbstverständlich ist, Beratung in Anspruch zu nehmen. Dass ältere Menschen hier langsam „aufholen“ ist eine gute Nachricht.

Anmeldegründe SGB VIII

Vergleicht man die Gründe, mit denen Kinder und Jugendliche 2020 in den Beratungsstellen vorgestellt wurden mit den Vorjahresstatistiken, so wird deutlich, dass sich das Anmeldeprofil nicht grundlegend verändert hat. Seit Jahren vermerken wir, dass die Konfliktlagen der Kinder familiär bedingt

Altersverteilung EFL



sind. Junge Menschen, die unter Problemlagen ihrer Eltern oder einem angespannten Familienklima leiden, machten 2020 54,6 % der Anmeldungen aus. Nach wie vor konstant ist auch, dass Kinder und Jugendliche viel häufiger im emotionalen Bereich (z.B. durch Ängste oder depressive Symptome) auffällig werden als im sozialen Bereich (z.B. durch Aggression). Beide Akzentuierungen verstärken sich in unseren statistischen Daten leicht.

Wenn man sich mit Blick auf die Anmeldegründe fragt, ob und wie sich die Corona-Lage hier niedergeschlagen hat, so merkt man vor allem, dass Corona keine gravierenden Spuren in den Problemlagen hinterlassen hat. Dennoch ist bemerkenswert, dass etwas mehr Eltern angeben, dass sie sich der Erziehungssituation nicht mehr gewachsen fühlen. Dies wurde 2020 in 5 % der Fälle als zentrales Problem benannt (2019: 3,9 %). Außerdem ist auffällig und plausibel, dass in Zeiten des Home-Schoolings schulische Problemlagen als Anmeldegründe zurückgehen. Dies bedeutet sicherlich nicht, dass es hier weniger Probleme gibt, sondern dass Schwierigkeiten weniger schnell erkannt werden, weil der Kontakt zwischen Kindern und Schule erschwert ist.

Anmeldegründe EFL

Der Dreijahresvergleich im Bereich der Anmeldegründe für eine EFL-Beratung zeigt auch hier hohe Konstanz. Nach wie vor stehen etwa zwei Drittel individueller Themen einem Drittel von Paar- und Familienthemen gegenüber. Im Blick behalten sollte man hier lediglich die langsam abnehmende Zahl der Trennungsberatungen. Aus professioneller Perspektive wäre es wünschenswert, wenn sich Betroffene gerade in dieser emotional belastenden und anstrengenden Zeit Hilfe suchen würden.

Einige weitere interessante Kennwerte aus der Statistik 2020

Wer gibt den Anstoß zu einer Beratung?

Wir erheben in der Statistik, wer die Beratung angeregt hat. Im Bereich der Kinder- und Jugendhilfe liegt diese Initiative in fast der Hälfte der Fälle bei den Eltern selbst, was für ein großes Problem- und Verantwortungsbewusstsein der Erziehungsberechtigten spricht. In 11,3 % der Fälle kamen entsprechende Hinweise von Ärzt*innen, in 10,5 % der Fälle von Bekannten.

Auch im EFL-Bereich kommen die Hinweise auf die Beratungsstellen oft aus dem sozialen Nahbereich der Freund*innen und Bekannten (25,3 %), Ratsuchende knüpfen an frühere Beratungen an (23,1 %) oder sie werden von Ärzt*innen verwiesen (17,5 %).

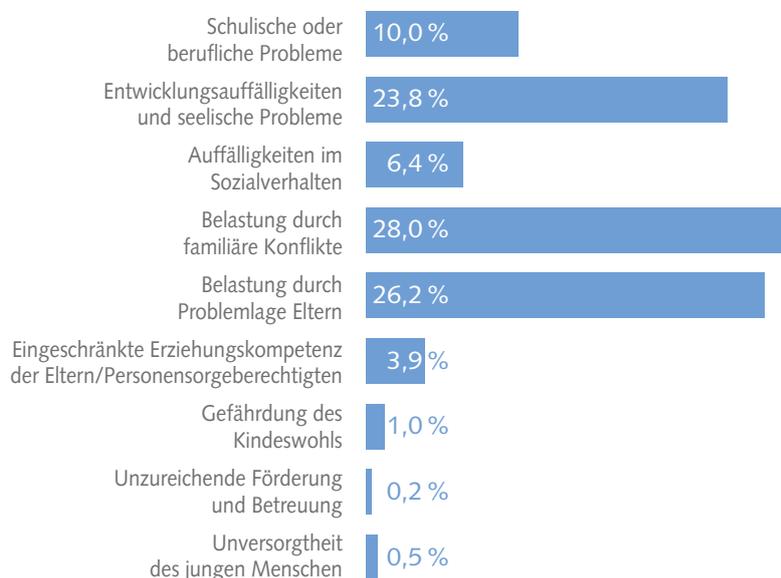
Wie schnell bekommt man einen Termin?

Als niedrigschwelliges Unterstützungsangebot ist es uns besonders wichtig, dass Ratsuchende möglichst schnell mit einem Berater oder einer Beraterin sprechen können. Die kumulierten Wartezeiten in der Grafik zeigen, wie viele Klienten nach der entsprechenden Zeit bereits ein erstes Gespräch führen konnten. Bei über einem Viertel der Anfragen (26,3 %) gelingt dies innerhalb einer Woche. Nach vier Wochen hatten 70 % der Ratsuchenden ihr Erstgespräch. Und nur jede/r Zehnte musste länger als zwei Monate warten.

Zusammenarbeit mit den Jugendämtern

Weil die Erziehungsberatung ein Baustein der Jugendhilfe ist, ist es für unsere Arbeit unerlässlich, dass sie in enger Abstimmung mit anderen Akteuren aus diesem Bereich angeboten und weiterentwickelt wird. Deshalb werden viele Einzelfälle in enger Kooperation mit anderen Bildungs- und Jugendhilfeeinrichtungen bearbeitet. Diese Einzelfallarbeit kann

Anmeldegründe SGB VIII

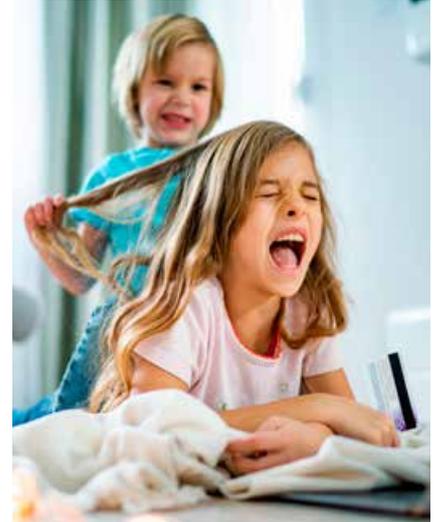


nur gelingen, weil Kolleg*innen aus den Beratungsstellen in den entsprechenden Arbeitskreisen und Vernetzungszusammenhängen mitarbeiten. Ein besonders wichtiges Gegenüber in dieser Arbeit sind die Jugendämter der Kommunen. Wir freuen uns deshalb, dass der Anteil unserer Fälle mit unmittelbarer Jugendamtsbeteiligung im letzten Jahr von 10,9 % auf 13,2 % gestiegen ist. Diese Zahl gibt die Fälle wieder, die von einem Jugendamt überwiesen wurden, die

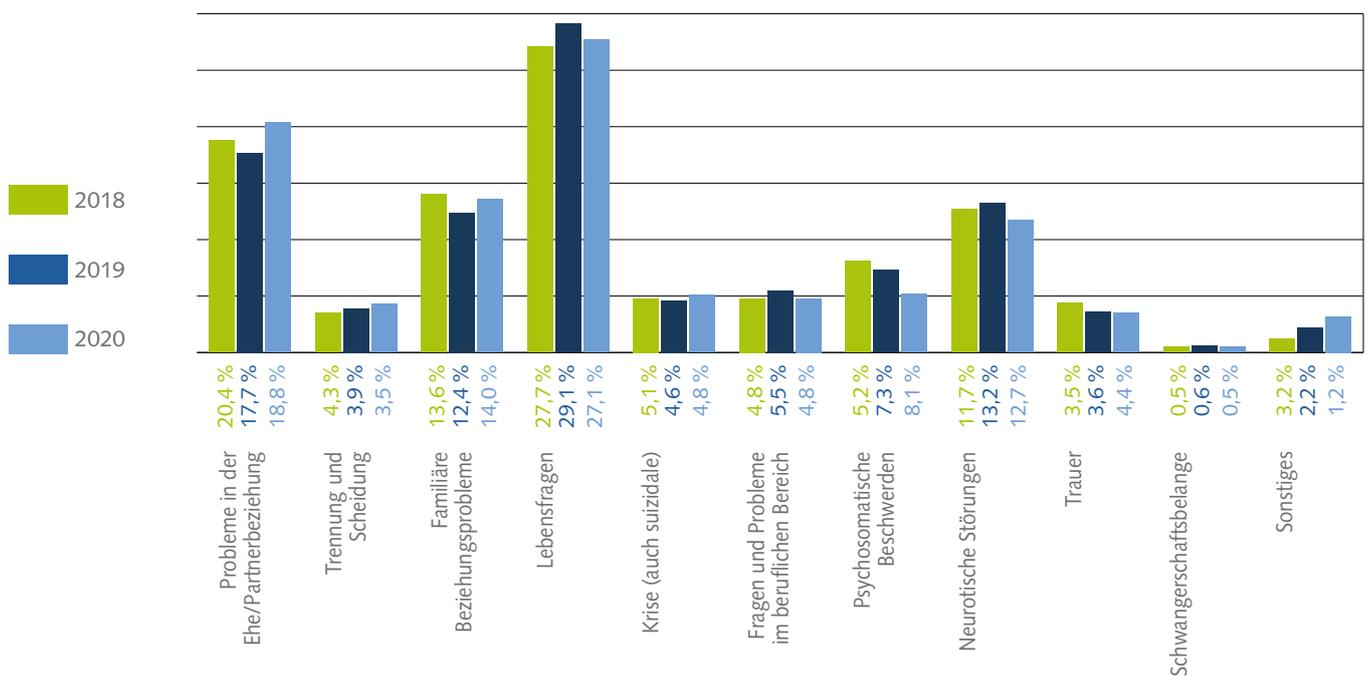
gemeinsam bearbeitet wurden oder in denen das Jugendamt von der Beratungsstelle während der Beratung hinzugezogen wurde.

Soziale Lage der Ratsuchenden

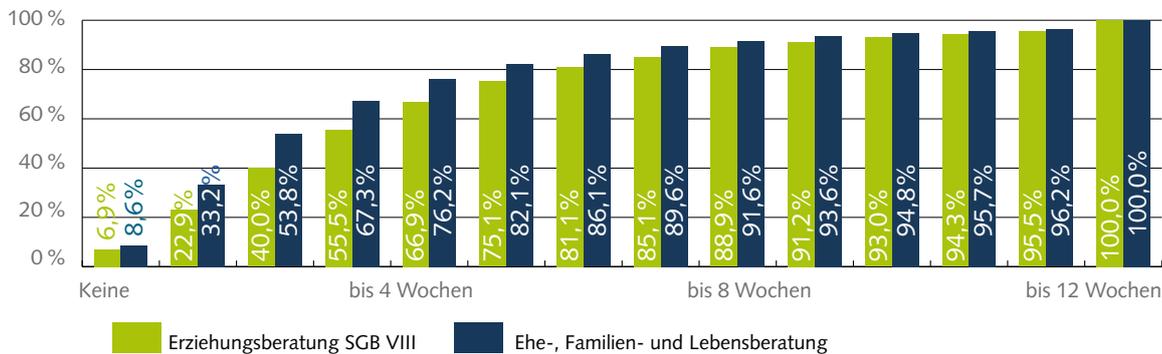
11,9 % der Ratsuchenden, die mit Erziehungsberatungsanliegen zu uns kamen, und 7,9 % der EFL-Klient*innen erhielten 2020 staatliche Transferleistungen.



Anmeldegründe EFL



Kumulierte Wartezeiten im Vergleich



Die Beteiligung der EFLE-Stellen im Schutzprozess des Bistums

Die Tatsache, dass Priester, Ordensleute und andere Personen, die in der Kirche Verantwortung tragen, anderen Menschen sexuelle Gewalt antan haben, bewegt und empört die Öffentlichkeit innerhalb und außerhalb der Kirche seit langem. Auch im Bistum Osnabrück melden sich immer wieder Betroffene, die von solchen Übergriffen berichten. Das Bistum hat einen umfassenden Schutzprozess auf den Weg gebracht, in dem Fachkräfte aus unterschiedlichen Bereichen zusammenarbeiten, um sexuelle Gewalt zu verhindern und um neue Übergriffe zu vermeiden. Insbesondere geht es in diesem Schutzprozess um die Beteiligung von und Arbeit mit Betroffenen, um Hilfestellungen für Einrichtungen und Gemeinden, in denen es zu sexueller Gewalt gekommen ist und um professionelle, externe Entscheidungen darüber, wie mit Tätern und Beschuldigten zu verfahren ist. Diese konkrete Bearbeitung der Übergriffe ist verflochten mit intensiver Präventionsarbeit und mit Arbeitsgruppen, die zu klären versuchen, welche theologischen Grundsatzzfragen angegangen werden müssen, damit sexueller Gewalt aber auch Machtmissbrauch und geistlichem

Missbrauch in der Kirche wirksam der ideologische Boden entzogen werden kann.

In einer Monitoringgruppe, die wie die Gruppe „Sanktionierung und Kontrolle von Tätern und Umgang mit Beschuldigten“ vor allem mit bistums-externen Mitarbeitenden besetzt ist, wird der Gesamtprozess koordiniert und begleitet. Nähere Informationen über den Schutzprozess des Bistums Osnabrück sind im Internet auf der Seite www.bistum-osnabrueck.de/dioezesaner-schutzprozess zu finden. Eine wichtige Entwicklung im Rahmen des Schutzprozesses im letzten Jahr war, dass der Bereich des geistlichen Missbrauchs intensiv in den Blick genommen wurde. Hier wurden Möglichkeiten geschaffen, um Missbrauch geistlicher Macht zu identifizieren und Betroffenen Begleitung durch kompetente Ansprechpartner*innen anbieten zu können. Diese Diskussionen um geistlichen Missbrauch werden auch weiterhin verstärkt geführt werden. Aktuelle Informationen und Ansprechpartner*innen finden Sie auf der Seite www.bistum-osnabrueck.de/was-ist-geistlicher-missbrauch.

Die EFLE-Beratung ist in den Schutzprozess des Bistums stark involviert. Im Beratungsreferat liegt die Verantwortung für die Arbeitsgruppe

„Betroffene hören und begleiten“. Neben Kolleg*innen aus dem Bereich der geistlichen Begleitung stehen Berater*innen aus den psychologischen Beratungsstellen über diese Gruppe für Gespräche mit Betroffenen zur Verfügung. Um hier eine entsprechende Expertise anbieten zu können, wurde 2020 damit begonnen, vier Kolleginnen als Trauma-Beraterinnen fortbilden zu lassen. Außerdem wurde im Emsland eine Stelle geschaffen, die sich dem Ausbau und der Koordination der Trauma-Arbeit widmet. Wir freuen uns, dass wir Anfang 2021 die Referatsleitung um zwei Referentinnen – Evelin te Gempt und Sabine Hendl – ergänzen konnten, die sich u.a. im Schutzprozess engagieren.

Beratungsarbeit mit Geflüchteten und Migrant*innen

Die Sensibilität für Menschen aus anderen Ländern und Kulturen ist uns in der Beratungsarbeit ein besonderes Anliegen. Besonders mit Blick auf geflüchtete Menschen wurde in den letzten Jahren aufs Neue deutlich, wie wichtig es ist, dass wir Kolleginnen und Kollegen in unseren Reihen haben, die selbst Migrationshintergrund haben. Sie bauen Brücken zwischen den Kulturen und verkörpern in besonderer Weise die

Willkommenskultur, die wir als Beratungsstellen pflegen möchten. So bieten wir Beratung in russischer, englischer und griechischer Sprache an, wir beraten in arabischer und persischer Sprache sowie auf Niederländisch.

Nachdem die Arbeit mit Geflüchteten einer der Schwerpunkte dieses Jahresberichtes ist, möchte ich Ihnen die entsprechenden Beiträge ans Herz legen.

Die Telefonseelsorge und die Offene Tür in Bremen

Neben den zehn EFLE-Stellen engagiert sich das Bistum Osnabrück noch in anderen Beratungsangeboten. Zu nennen sind hier die Telefonseelsorge (TS) und die Offene Tür (OT) Bremen. Wir sind beiden Einrichtungen eng verbunden. Kolleg*innen, die in den

EFLE-Stellen arbeiten, bieten Weiterbildung und Supervision für die Telefonseelsorge an. Außerdem arbeitet die Referatsleitung in bischöflichem Auftrag im Vorstand der TS mit. Auch mit der Offenen Tür Bremen verbindet uns eine gute Kooperation. Dort wurden 2020 insgesamt 815 Informations- und 1767 Beratungsgespräche angeboten. Diese Gespräche fließen nicht in die hier vorgestellte Statistik ein, werden aber vom Bistum Osnabrück finanziell unterstützt. Inhaltlich gibt es eine große Nähe zwischen den Beratungsangeboten der OT und denen der EFLE.

Die Statistik der OT weist folgende wichtige Beratungsthemen auf:

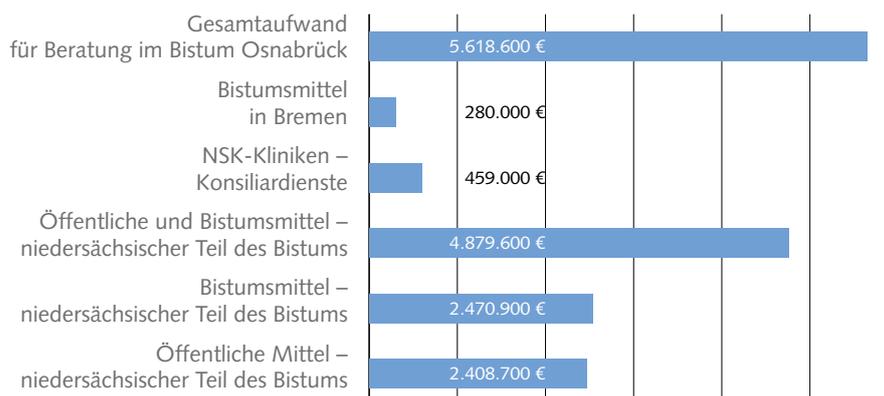
- 1.) Fragen rund um Beziehung, Partnerschaft und Ehe (37,1 %),
- 2.) Problemlagen, die Familie, Freunde und Kinder betreffen (16,5 %) und
- 3.) Anlässe der allgemeinen Lebensberatung (12,4 %).

Angestiegen sind unter Corona-Bedingungen Krisengespräche (12 % statt 9,7 % in 2019) und Gespräche über Problemlagen im sozialen Umfeld (11,5 % statt 4,8 % in 2019).

Finanzen

Für das Jahr 2020 ist ein geringer Anstieg der Kosten zu verzeichnen, die das Bistum für die Finanzierung der Beratungsarbeit aufgewendet hat. Insgesamt wird hier ein Gesamtaufwand von 5.618.600 Euro ausgewiesen. Davon wurden 2.408.700 Euro durch kommunale Zuschüsse refinanziert. Für die im letzten Jahresbericht ausführlich dargestellte Arbeit in den Niels-Stensen-Kliniken wurden 459.000 Euro an Personalkosten erstattet. In die Beratungsstelle Offene Tür in Bremen investierte das Bistum 280.000 Euro.

Finanzierung der Beratung im Bistum Osnabrück 2020



A person's hands are raised, forming a heart shape that frames the setting sun. The sun is low on the horizon, creating a bright orange and yellow glow that fills the sky and casts long, soft shadows across a grassy field. The sky is filled with wispy clouds, and the overall atmosphere is peaceful and inspiring. The person's arms are visible, wearing a light-colored, textured sweater.

*Sei mutig und entschlossen!
Lass dich nicht einschüchtern
und hab keine Angst!
Denn ich, der Herr, bin bei dir,
wohin du auch gehst.
(Jos 1,9)*

Daniela Engelhard – Danke für 19 Jahre Begleitung und viele wertvolle Impulse

Seit Februar 2021 leitet Dr. Daniela Engelhard das Forum am Dom und gestaltet hier mit ihrem Team diesen vielfältigen sozialen, kulturellen und religiösen Ort. Die 19 Jahre vorher hat sie als Leiterin des Seelsorgeamtes im Bistum Osnabrück wichtige Impulse gesetzt. Als bundesweit erste Frau in dieser Position hat sie das Gesicht der kirchlichen Leitungsebene verändert. Auf der Ebene der deutschen Bischofskonferenz hat sie sich in die Arbeit der Pastoralkommission, der Frauenkommission und der Kommission „Ehe und Familie“ eingebracht. Im Bistum Osnabrück war Frau Engelhard eine der wichtigen Impulsgeberinnen für die Entwicklung und Umsetzung des Konzepts der „Kirche der Beteiligung“.

Wie wichtig echte Beteiligung für Daniela Engelhard ist, zeigt sich in ihrer Begleitung der Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatungsstellen immer wieder. Seit 2002 war sie in der Funktion der Seelsorgeamtsleiterin die verantwortliche Ansprechpartnerin der EFLE-Stellen. Ihr Interesse für die Beratungsarbeit und ihre Unterstützung der Beratungsstellen waren immer spürbar. Zusammen mit der Referatsleitung besuchte sie Beratungsstellen und ließ sich durch die Geschichten aus dem Beratungsalltag berühren. Im Hintergrund begleitete sie die strukturellen Überlegungen um die Zukunft der Beratungsarbeit. Sie stand für eine enge Verzahnung von Pastoral und Beratungsarbeit und war im Bistum immer eine Fürsprecherin für die Beratungsstellen. Unvergessen

sind Predigten und Reden vor den Beraterinnen und Beratern, in denen Daniela Engelhard nicht nur ihre Wertschätzung für die Beratungsarbeit zum Ausdruck gebracht hat, sondern die Berater*innen auch an wichtigen Entwicklungen des Bistums hat teilhaben lassen. Immer wieder war die Botschaft, dass Beratungsstellen Orte sind, an denen auf ganz besondere Art und Weise Seelsorge geschieht.

Dreimal hat sich Daniela Engelhard in den letzten zehn Jahren in den Jahresberichten zu Wort gemeldet. Es ist lohnend, sich daran zu erinnern.

2010 hat sie die Beratungsarbeit in einer Predigt vor dem Hintergrund der Brotvermehrungsgeschichte gedeutet und dabei drei wesentliche Bestandteile von Beratung identifiziert:

- » Sie zeichnet sich erstens dadurch aus, dass es **ein Ort** ist, **an dem Menschen wirklich gesehen und gehört werden**. Die tiefe, ganzheitliche, professionell geschulte Wahrnehmung des anderen gehört unbedingt zum Fundament guter Beratung.
- » Zweitens geht es darum **kleine Schritte wertzuschätzen**. Dazu gehört der Glaube, dass man sich auch in kleinen Schritten weit bewegen kann, und die Hoffnung, dass kleine Schritte Großes bewirken können.
- » Schließlich hat Daniela Engelhard die Beratungsstellen als **nähernde Orte** beschrieben. Das Evangelium



muss Menschen in ihrem alltäglichen Leben satt machen. In Beratungsstellen wird dies erlebbar.

Im Jahresbericht des Jahres 2013 ist ein Text von Frau Engelhard zu lesen, in dem sie sich in der familienpolitischen Diskussion positioniert hat: Familien sind die ersten und wichtigsten Erfahrungsorte des Menschen! Familien sind Beziehungsorte, weil dort Beziehung gelernt und gelebt wird! Familien sind aus der Zukunftssicherung unseres Landes nicht wegzudenken! Familien sind Orte, an denen Sinn erlebt wird! Familien haben viele Stärken, die gesellschaftlich gesehen und abgerufen werden müssen! Familien brauchen Zeit! Familien müssen aus dem Armutsrisiko herausgeholt werden! Familien brauchen Orte, an denen sie gestärkt werden! Kinder brauchen Orte, an denen sie gestärkt werden! – Diese Liste der Kernaussagen des Artikels zeigt nicht nur wie kompatibel Familienpastoral und Familienberatung sind, sie zeigt auch, dass im Bistum Osnabrück die Familienberatung immer als wichtiger Player in das pastorale Engagement für Familien einbezogen wird.

2015 hat Daniela Engelhard das damalige Bistumsthema „Damit sie zu Atem kommen“ für die Beratungsstellen durchbuchstabiert. Sie kam dabei zu dem Schluss, dass in Zeiten kollektiver Atemlosigkeit Beratungsstellen **Orte des Aufatmens** sein können. In einer Gesellschaft, die sich so sehr nach Resonanz sehnt und diese

durch ihren Zwang zu Wachstum, Optimierung und Beschleunigung so oft verspielt (Hartmut Rosa) können Beratungsstellen zu Orten werden, an denen Menschen lebensnotwendige Gegenerfahrungen machen. Sie können einfach da sein und sie können in Resonanz sein. Vierfach lässt sich diese Charakterisierung der Beratungsarbeit konkretisieren:

- » In der Beratung ist es möglich, **die eigene Stärke aber auch die eigene Ohnmacht** anzuschauen.
- » In Beratung ist es möglich, **heil zu werden**.
- » In Beratung ist es möglich, **Hoffnung zu schöpfen**.
- » Und man trifft in der Beratung auf Menschen, die **in der Begegnung ganz da** sind, die aber auch das, was sie hören und sehen, als **Seismografen** in die gesellschaftlichen Diskussionen einbringen.

Schaut man zurück auf die drei Artikel, dann wird deutlich, was die Beratungsstellen Daniela Engelhard zu verdanken haben. Zum einen ist es eine behutsame Begleitung und die Wertschätzung der vielen Facetten, die Beratung ausmachen. Zum anderen ist es der Hinweis, dass Beratungsstellen wichtige pastorale Orte sind. In einem Grundsatzartikel zur Kirche der Beteiligung (HK 12/2017) schreibt Engelhard, dass es für die Kirche darum geht **„Andersorte mit einer prinzipiellen Gottesvermutung“** (Christian Bauer) zu identifizieren. Gibt es Orte, an denen das Leben anders – ehrlicher, heiler, beschütz-

ter, beziehungsreicher etc. – erlebt werden kann? Und können wir in unseren Begegnungen mit anderen Menschen die Vermutung prinzipiell offenhalten, dass es Orte der Gottesbegegnung sein können? Beides traut Daniela Engelhard den Beratungsstellen zu. Mascha Kaleko schreibt in einem Gedicht „Ich werde still sein, doch mein Lied geht weiter“. Im Bistum Osnabrück geht das Lied der Beratungsstellen gemeinsam mit der neuen Doppelspitze im Seelsorgeamt weiter. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit Dr. Martina Kreidler-Kos und Bruno Krenznel.

Mit Daniela Engelhard wird es weitere Begegnungen geben, weil das Forum am Dom und die Beratungsstellen miteinander kooperieren. Darüber freuen wir uns sehr.

Vor allem aber gilt es heute ein **herzliches Dankeschön** zu sagen für die gemeinsame Wegstrecke der letzten 19 Jahre!

Ein Gruß von Daniela Engelhard

Wenn ich auf meine 19-jährige Tätigkeit als Seelsorgeamtsleiterin zurückschaue, nehme ich eines sehr deutlich wahr: Die Beratungsarbeit der EFLE-Stellen lag mir in allen Jahren besonders am Herzen. Beratung und Seelsorge gehören für mich zum Herzstück christlich-kirchlichen Engagements. Damit verbinde ich eine Beratung, wie sie in „unseren“ Beratungsstellen praktiziert wird: eine sehr niederschwellige, zugängliche, für alle Menschen offene Beratung, die den ganzen Menschen mit seinen sozialen Bezügen im Blick hat.

Sehr gerne habe ich die Beratungsstellen und ihre Teams besucht. Dabei konnte ich erleben, wie konkret die Berater*innen Ratsuchende in ihren Lebenssituationen unterstützen, etwa bei Arbeitslosigkeit, Beziehungsproblemen, Erziehungsschwierigkeiten, schwerer Krankheit, Fluchttraumata oder Trauer. Das ganze Spektrum heutiger Lebensherausforderungen ist den Berater*innen vertraut. Mit ihren vielfältigen Qualifikationen leisten sie eine professionell-hochwertige Arbeit, immer präsent mit ihrer eigenen Person, die zugleich ihr wichtigstes „Handwerkszeug“ ist. Der bekannte Psychotherapeut und Analytiker Otto Kernberg betont im Blick auf seine eigenen beruflichen Erfahrungen: „Das größte Problem aber ist immer mangelndes Einfühlungsvermögen

in die Patienten.“ Damit benennt er das Herzstück aller Beratungsarbeit: mit dem eigenen Herzen dabei sein, empathisch, warmherzig, aufmerksam, zugewandt. Wer bei unseren Beratungsstellen anfragt, trifft auf eine solche Beratung. Die Begleitung und Unterstützung von Ratsuchenden ist für die Berater*innen nicht nur ein beruflicher Auftrag, sondern ein Herzensanliegen. Mit den Menschen, die zu ihnen kommen, suchen, entdecken und erarbeiten sie Wege, auf denen Entwicklung möglich wird; auf denen sich neue befreiende und stärkende Perspektiven für die Ratsuchenden



eröffnen. Neuer Mut, neue Beziehungsfähigkeit, neue Orientierung, neuer Sinn, neue Lebenskräfte wachsen ...

Allen Kolleg*innen in den Beratungsstellen sage ich von Herzen Dank für die vielfältigen Begegnungen, die bereichernden Gespräche, die Horizonterweiterung, die ich durch sie erfuhr und vor allem für ihr starkes Engagement für die Ratsuchenden. Ganz besonders danke ich auch dem Referatsleiter, Dr. Christoph Hutter, für die gute Zusammenarbeit, seine umfassende Unterstützung der Beratungsstellen und für seinen Einsatz für eine gute Zukunft der Beratungsarbeit in unserem Bistum.

Mein Herz wird weiter für die Beratungsarbeit schlagen, auch in meiner Tätigkeit im Forum am Dom. Ich freue mich auf neue Möglichkeiten der Zusammenarbeit und wünsche allen Berater*innen reichen Segen und der Beratungsarbeit gute Wege in die Zukunft.

Daniela Engelhard

„Beratung und Seelsorge gehören für mich zum Herzstück christlich-kirchlichen Engagements.“

Was hat Corona mit uns gemacht?

Christoph Hutter



Während der ersten Welle der Pandemie war es aufgrund der geltenden Corona-Verordnungen nicht erlaubt, Beratung in Präsenz anzubieten. Deshalb wurden umgehend telefonische Angebote geschaffen. Die Beratungsstellen des Bistums wurden mit je zwei Hotlines ausgestattet und laufende

Fälle wurden per Telefon weitergeführt, soweit die Ratsuchenden dies wünschten. In der angespannten und unklaren Situation der ersten Welle erschien dies richtig. Rückblickend war dieses Vorgehen wahrscheinlich zu defensiv. Im Nachhinein wurde deutlich, dass sich viele Familien im

ersten Lockdown „eingeeigelt“ hatten. Den Vorgaben gemäß wurde der Kontakt nach außen – auch zu den Beratungsstellen – eingestellt. Als der Kontakt wieder entstand, war der Satz „Wir wussten gar nicht, dass sie weiter erreichbar sind“ immer wieder zu hören.



Früh beschäftigte uns als Berater*innen, ob es spezifische Corona-Themen gibt und wie sich diese in der Beratung niederschlagen. Erstaunlicherweise gab es noch im Sommer wenige Hinweise auf solche Themen. Natürlich war sichtbar, wie sehr der Lockdown eine Zumutung und Überlastung für viele Familien darstellt.

Für die Familien, bei denen diese Überforderung in wirklichen Katastrophen endete, waren wir als Beratungsstellen nicht die ersten Ansprechpartner*innen. Niedrigschwellige Angebote greifen in Krisenzeiten nicht so gut wie sonst. Erste Alarmzeichen kamen von der medizinischen Kinderschutzhotline, die bereits im März und April 2020 einen Anstieg von körperlichen Misshandlungen und nach der Öffnung einen signifikanten Anstieg an sexuellen Übergriffen in Familien verzeichnete (www.kinderschutzhotline.de). Auch Fachkräfte, die sich mit häuslicher Gewalt beschäftigen, warnen bereits seit dem ersten Lockdown vor der Gefahr, dass sich diese in Corona-Zeiten verstärken könnte.

Schließlich sahen wir Teilgruppen unserer Ratsuchenden, die besonders schwer von der Pandemie betroffen waren. Dazu gehörten traumatisierte Menschen wie beispielsweise viele Geflüchtete (vgl. den Beitrag von Seba Chehab, Fereshteh Afsar und Andrea Völkerink). Und doch war das Grundgefühl am Jahresende, dass sich die Beratungsthemen nicht grund-

sätzlich verändert haben. Es ist immer noch zu früh, hier wesentliche Folgen von weniger wichtigen Phänomenen zu unterscheiden und punktuelle Konstellationen von nachhaltigen Veränderungen. Und doch gibt es gute Gründe anzunehmen, dass sich die Corona-Folgen nicht primär an der Oberfläche in neuen Themen zeigen. Stattdessen gilt es auf Bewegungen in den Tiefenstrukturen unserer Gesellschaft zu achten. Dort hat Corona „etwas mit uns gemacht“.

Corona wirkt wie ein Vergrößerungsglas

Die Corona-Pandemie nötigt uns zu einer Eindeutigkeit, die wir an vielen gesellschaftlichen Orten vorher vermieden haben. So gibt es soziale Gruppen, in denen man sich vor Corona durch eine Umarmung begrüßt hat und wo sich seit dem Auftreten des Coronavirus plötzlich nur noch diejenigen umarmen, die sich wirklich besonders nahestehen. Dies ist ein Beispiel von vielen. Ein anderes ist die Frage danach, welche Berufe systemrelevant sind. Welche Einrichtungen bleiben geöffnet, auf welche kann man im Zweifelsfall verzichten? Von den sozialen Beziehungen bis zur Infrastruktur fordert Corona Bekenntnisse und Positionierungen.

Gleichzeitig führt uns die Krise bestehende Schwachstellen teilweise drastisch vor Augen. Unser Pflegesystem ist tatsächlich überlastet und unterfinanziert. Der Abbau von Intensivkapazitäten in den Krankenhäusern aus Gründen der Wirtschaftlichkeit ist tatsächlich ein gefährliches Spiel mit dem Feuer. Unser digitales Niveau ist tatsächlich – gelinde gesagt – ausbaufähig. Auch unser Lebensstil steht plötzlich im Fokus der Aufmerksamkeit: Manche Singles leben in und von einem fragilen Beziehungsnetz, das den Corona-Belastungen nicht standhält. Manche Beziehung lässt sich nur ertragen, wenn man einen großen Teil der Woche mit Aktionen außer Haus verplant. Der Lockdown wirft dann zurück in eine Beziehungsrealität, die man schon lange gemieden hat. Manche Familie lebt unter so angespannten ökonomischen Rahmenbedingungen, dass sie schon wenige Monate der Kurzarbeit an den Rand des Abgrunds führen.

Abschottung

Ein zweites Krisenphänomen sind Abschottungstendenzen. Vielleicht waren deren Dramatik am deutlichsten gleich zu Beginn der Krise an der Nichtkooperation zwischen Deutschland und Italien zu erkennen. Deutschland hat aus gut gefüllten Lagern medizinische Hilfen verweigert, als die erste Welle der Pandemie Italien im Griff hatte.

Innerhalb von Deutschland führte die Pandemie ebenfalls dazu, dass

ingespielte Kooperations- und Abstimmungsmodelle infrage gestellt wurden. Überstürzte Alleingänge hebeln Abstimmungsprozesse aus und tragen zur Verunsicherung der Gesellschaft bei. Obwohl all das inzwischen hinreichend benannt und reflektiert wurde, sind die Reaktionen immer wieder dieselben. Es gibt eine hohe Plausibilität dafür, „gefährliche“ Gebiete zu identifizieren und dieses Terrain möglichst hermetisch abzuriegeln.

Aus psychologischer Perspektive ist zu vermuten, dass diese gesellschaftlichen Phänomene eine Entsprechung im mikrosozialen und innerpsychischen Bereich haben. Der Rückzug in die eigene, möglichst überschaubare Welt und Realität, der unter der Chiffre der „Filterblasen“, der „Echokammern“ oder der „Identitätspolitik“ schon lange als Phänomen diskutiert wird, wurde unter Corona-Bedingungen nur umso plausibler, weil dieser

Rückzug ja gesellschaftlich eingeforderte und durchgesetzte Realität war. Vergessen wird dabei allzu oft, dass eine Gesellschaft immer auch darüber Auskunft geben muss, was es für sie bedeutet, eine Gemeinschaft zu sein.

Spaltung

Eng verbunden mit den Abschottungstendenzen sind Spaltungsphänomene. Man denke hier nur an die Kluft der Arbeitsbelastung, die zwischen dauerzuständigen Krisenstäben und aus dem Arbeitsprozess herausgenommenen Kurzarbeiter*innen entstanden sind. Man denke an die finanzielle Kluft zwischen den Corona-Gewinner*innen und Corona-Verlierer*innen (wie in der Corona-Zeit völlig vergessenen Bevölkerungsgruppen wie den Obdachlosen). Man denke an den deutlichen Graben zwischen Kindern, die von Home-Schooling profitieren, weil sie lernstark sind und/oder besonders gut unterstützt werden, und den, zumeist vorher bereits benachteiligten Schüler*innen, deren Defizite das Home-Schooling immer weiter vergrößert. Davon ungeachtet ist die dramatische soziale Benachteiligung aller Kinder, egal welcher sozialen Herkunft.

Nicht nur im realen Bereich hat Corona Keile in die Gesellschaft getrieben. Gerade auch bei Stimmungen und Meinungen wird das Spaltungspotenzial sichtbar. Dass es angesichts von über 76.000 Corona-Toten Ende März 2021 und einer offensichtlichen Übersterblichkeit seit



Ende Oktober 2020 (www.destatis.de) eine Auseinandersetzung darüber gibt, ob man Corona leugnen kann, ist alarmierend. Letztlich ist es aber nur ein weiteres Beispiel dafür, wie tief gespalten unsere Gesellschaft ist.

In der Psychologie ist Spaltung eine dramatische Kategorie. Psychische Krankheiten, die mit Spaltungsphänomenen einhergehen, gehören zu den massivsten Beeinträchtigungen des Menschen. Aus psychologischer Sicht ist es allemal alarmierend, wie weit wir uns mit den Gräben in unserer Gesellschaft abgefunden haben.

Verlust der Ambiguitätstoleranz

Ein drittes Phänomen hat viel mit den beschriebenen Spaltungstendenzen zu tun. Es ist der Verlust der Ambiguitätstoleranz. Darunter versteht man die Fähigkeit eines Menschen, sich in unübersichtlichen und uneindeutigen Situationen angemessen zu verhalten und die dabei auftretenden Spannungen auszubalancieren. Fehlt diese Befähigung, dann sehnen sich Menschen – schlimmstenfalls um jeden Preis – nach Eindeutigkeit. Die Welt muss dann schwarz oder weiß sein, gut oder schlecht, richtig oder falsch. Jedes Krisenmanagement ist aber zwangsläufig ein Navigieren in unsicherem, unübersichtlichem



Terrain, es fordert die Bereitschaft zu „trial and error“, mutige Versuche und die ebenso entschlossene Korrektur von falsch eingeschlagenen Wegen. Unvergessen ist das Diktum Jens Spahns zu Beginn der Pandemie: „Wir werden einander [...] viel verzeihen müssen, weil, in kürzester Zeit und unter unwägbarsten Umständen, tiefgreifende Entscheidungen gefällt werden müssen.“

Besonders um die Einschätzung der Gefährlichkeit des Coronavirus ist ein regelrechter Kampf entbrannt, der deutlich zeigt, dass ein eindeutiges Weltbild vielen Menschen wichtiger ist als ein vorsichtiger und sorgsamer Umgang mit der Realität. Die fehlende Routine im Umgang mit Unsicherheit zeigte sich in Beiträgen, die entweder Panik verbreitet oder das Virus verharmlost und die besorgten Menschen lächerlich gemacht haben. Dabei spielt die geäußerte Meinung letztlich keine Rolle. Corona-Leugner*innen und Panikmachende verbindet psychologisch gesehen viel mehr, als sie unterscheidet. Beide verabschieden sich von einer differenzierten Betrachtung, die Fragen offen und Probleme ungeklärt belassen kann.

Problemtrance

Ein weiterer Befund ist, dass Corona andere Themen von der Tagesordnung verdrängt. Das ist nicht überraschend. Wie dramatisch es ist, zeigt ein Blick auf unseren Körper. Im Falle einer ernsthaften Bedrohung stellt er alles andere hintenan, um sich erst

einmal vor dieser Gefahr in Sicherheit zu bringen. So werden unter Stress die körpereigenen Abwehrkräfte zurückgefahren, damit auch noch die letzten körperlichen Ressourcen zur Bewältigung der Lage aktiviert werden können. Diese beeindruckende Konsequenz hat allerdings einen doppelten Preis. Langfristig führt die unbegrenzte Ressourcenausbeutung dazu, dass es zu Nebenfolgen kommt, die oft schlimmer sind als die Problemlage selbst. Die ausschließliche Konzentration auf ein Projekt führt dazu, dass andere, durchaus ebenfalls bedeutsame Projekte, aus dem Blick geraten. Dann schaut man „wie das sprichwörtliche Kaninchen auf die Schlange“, anstatt die eigene Rettung zu organisieren. Hypnotherapeut*innen sprechen hier von einer Problemtrance.

Seit dem Auftreten des Coronavirus lassen sich analoge Prozesse in der Gesellschaft beobachten. So meldete die Tagesschau am 28. Juli 2020, dass sich in vielen Ländern eine Verschärfung der Armut beobachten lasse. „Laut UNICEF könnte sich deshalb die Zahl der unterernährten Kinder unter fünf Jahren weltweit um fast sieben Millionen erhöhen. Die Corona-Krise und damit einhergehende Beschränkungen werden in diesem Jahr UN-Schätzungen zufolge zum Hungertod von mehr als 10.000 Kindern pro Monat führen.“ (www.tagesschau.de)

Auch in der bundesdeutschen Diskussion lassen sich Themen identifizieren, die aufgrund von Maßnahmen gegen



die Corona-Pandemie als sekundär eingestuft wurden. Besonders beeindruckend war dies beispielsweise bei der sozialen Einbindung, der Betreuung und der Beschulung von Kindern. Der pädagogische Auftrag der Schule wurde allzu oft übersehen und abgespalten und lag dann, für nicht umsetzbar erklärt, brach, weil es ohnehin schwer genug war, den Bildungsauftrag irgendwie zu retten. Aber auch die Bedeutung kultureller Aktivitäten und das Überleben kultureller Nischenangebote, die Betreuung von Alten und Sterbenden, die Pflege sozialer Kontakte, die körperliche Fitness und der Breitensport, nicht zuletzt das wirtschaftliche Überleben von vielen Selbstständigen und die Absicherung ausgeglichener Finanzhaushalte. All das und vieles mehr wurde durch die Pandemie allein deshalb von der Tagesordnung gestrichen, weil es nicht die allerhöchste Priorität hatte.

Hierarchische Lösungen werden plausibler

In vielen gesellschaftlichen Bereichen ist zu beobachten, dass Hierarchien unter Corona-Bedingungen eher steiler werden. Entscheidungen, die top-down gefällt werden, haben hohe Plausibilität. Aber warum ist das eigentlich so? Es ist weder die Schuld

der Verantwortlichen, dass sie in der Krise nach der Macht greifen, noch die Verweigerung der nachgeordneten Personen und Instanzen, dass sie sich aus der Verantwortung stellen – beide Vorwürfe werden wechselseitig vorgetragen. Vielmehr scheinen sich unterschiedliche Mechanismen gegenseitig zu verstärken. Da gibt es erstens Verantwortliche, denen es ihrer Position in Politik oder Institutionen entsprechend zukommt, die Krise managen zu müssen. Gerade wo sie sich ihrer Verantwortung stellen, kommen sie in Dynamiken, in denen Entscheidungen schnell und einsam getroffen werden. Zweitens ist jede Krise die Stunde der Experten, weil Expertise einen sichernden Umgang mit einer besorgniserregenden Situation zu versprechen scheint. Schließlich ist die Angst der Betroffenen eine nicht zu unterschätzende Kraft, die klare Hierarchien einzufordern und durchzusetzen hilft. Je unübersichtlicher und bedrohlicher eine Lage ist,

umso plausibler wird der unbewusste Wunsch der Menschen, sich durch die Delegation von Verantwortung zu entlasten. Diese Hoffnung auf Entlastung geht entweder in Richtung der Expert*innen oder in Richtung der „Verantwortlichen“. Selbst wenn diese Instanzen aufgrund des realen Krisenverlaufs kritisiert oder gar geschmäht werden, ändert dies nichts an der Zuschreibung, dass sie die Krise eigentlich in den Griff bekommen müssten.

Retraditionalisierung

Je länger der Krisenzustand anhält, desto deutlicher werden Phänomene der Retraditionalisierung. In Familien sehen wir, dass viele Paare zu traditionellen Betreuungslösungen zurückkehren: Wo Home-Office und Home-Schooling nicht für alle möglich ist, widmen sich auffällig viele Mütter ihren Kindern, während die Männer im Zoom-Meeting anzutreffen sind. Diese durch die Überlastung erzwungenen Tendenzen bergen Sprengstoff, weil wir aus vielen Untersuchungen wissen, dass heutige Paare diese Arbeitsteilung nicht mehr möchten.

Summe: Soziales Verhalten muss man sich leisten können oder man muss es unbedingt wollen

Blickt man auf diese Phänomene, dann wird deutlich, wie sehr diese Krise soziale Errungenschaften bedroht. Der offene Blick nach außen und der freie Austausch mit anderen, die Überwindung von Spannungen und Gegensätzen, die Aushandlung gemeinsamer Entscheidungen und Kompromisse, die Beschäftigung mit Bedürftigen und Bedürfnissen und die Akzeptanz der Uneindeutigkeit und Unverfügbarkeit der Welt, dies alles bedarf einer großen Sicherheit, wenn Menschen sich diesen Herausforderungen stellen wollen. Bricht, wie in Epidemiezeiten, diese Sicherheit weg, dann wird schnell spürbar, dass unsere sozialen Konsense angreifbar sind.

Natürlich ist auch die andere Seite der Medaille unter Corona-Bedingungen sichtbar geworden. Schulbegleitungen, die ihre Schützlinge ohne Bezahlung privat versorgen. Unkonventionell organisierte und oftmals frei dargebotene Kulturangebote. Digitale Lernbereitschaft und ein gemeinsames Staunen darüber, „was im Netz alles geht“. Familien, die sich wiederentdecken und gemeinsame Zeit, gemeinsames Lernen, stille Weihnachten schätzen. Ein nicht kollabierendes Gesundheitssystem, das sogar in der Lage ist, Kranke aus anderen Ländern aufzunehmen. Menschen in Quarantäne, die mehr Verpflegung von Freund*innen und Nachbarn*innen bekommen, als sie essen können. Diese Seite der Medaille muss man wahrnehmen und sie gegen scheinbare Corona-Plausibilitäten pflegen.





Traumatisierte geflüchtete Menschen in der Corona-Pandemie

Ein Interview mit zwei muttersprachlichen Beraterinnen für Geflüchtete und Menschen mit Migrationshintergrund – von Christopher Trouw und Justinus Jakobs

Seit Anfang des Jahres 2019 fördert das Bistum muttersprachliche Beratung für Geflüchtete und Menschen mit Migrationshintergrund. Zwei halbe Stellen werden dafür drei Jahre lang über den Stellenplan hinaus finanziert: Frau Fereshteh Afsar berät im Psychologischen Beratungszentrum Lingen persischsprachige Menschen, Frau Seba Chehab in Papenburg in arabischer Sprache.

Frau Chehab, Frau Afsar, die Corona-Pandemie ist für alle Menschen eine große Belastung. Wie gehen Ihre Klienten, die einen Flucht- oder Migrationshintergrund haben, mit dieser Pandemie um?

Chehab: Die Flüchtlinge sind hierhergekommen, weil sie Sicherheit und Frieden suchen. Jetzt erleben sie auch in diesem Land eine weitverbreitete Unsicherheit. Für traumatisierte Menschen ist diese Krise eine doppelte Belastung. Zu den psychischen Erkrankungen, an denen sie leiden, kommt die Angst „Geht der Krieg wieder los?“. Diese Frage höre ich sehr oft. Kontaktbeschränkungen, Ausgangssperren, Masken sind Deutschen ärgerlich, aber bei den Flüchtlingen wecken sie traumatische Erinnerungen.

Afsar: Viele machen sich auch große Sorgen um Familienangehörige oder Freunde in der Heimat. Bleiben sie gesund? Ist die medizinische Versorgung ausreichend? Viele fallen auf Fake-News herein. Aber auch die Angst vor dem eigenen Sterben ist groß, besonders mit Blick auf die Kinder. Eltern fragen: „Was passiert mit meinen Kindern, wenn ich sterbe?“

Wie gehen die Kinder mit dieser Krise um?

Afsar: Wie alle Kinder leiden sie unter den Kontaktbeschränkungen zu Gleichaltrigen. Dadurch wird natürlich die Integration erschwert. Fußballspielen im Verein geht jetzt nicht.

Und was bedeutet das für die Eltern?

Chehab: Home-Schooling erhöht die Belastung für alle Eltern. Aber unsere Klienten sind besonders ratlos, weil sie nicht über die erforderlichen sprachlichen und technischen Möglichkeiten verfügen, um die Bildung ihrer Kinder zu Hause gut zu unterstützen. Alle haben zwar ein Handy, aber die wenigsten einen Drucker. Hinzu kommt: Viele Familien haben traditionelle Rollenzuweisungen zwischen Männern und Frauen. Frauen müssen

in dieser Zeit zu Hause noch viel mehr tun als sonst, und die Männer helfen nicht viel mit. Auch in der Pandemie kümmern sich vor allem die Frauen um Kinder, Essen, Einkaufen, Haushalt und Hausaufgaben. Und diese Arbeiten werden mehr, wenn alle Familienmitglieder zu Hause sind. In dieser extremen Situation werden alle nervöser, kommt es häufiger zu Ärger und Gewalt in den Familien.

*Abgesehen von der eigenen Gesundheit oder der von Kindern und Angehörigen: Worum sorgen sich Ihre geflüchteten Klient*innen in dieser Pandemie-Zeit am meisten?*

Chehab: Flüchtlinge sorgen sich, den Arbeitsplatz zu verlieren oder wichtige Behördentermine zu verpassen. Viele können momentan die Aufenthaltstitel nicht verlängern und die Anträge auf Familienzusammenführung liegen zurzeit auf Eis.

Afsar: Ja, die Kontaktbeschränkungen mit Ausländerbehörden und Anwälten führen zu großen Sorgen um eine drohende Abschiebung. Das betrifft natürlich besonders die Flüchtlinge, die keine Aufenthaltserlaubnis haben, deren Asylantrag abgelehnt wurde oder die noch keine Antwort vom



BAMF (Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Anm. Red.) oder vom Gericht haben.

Dazu kommt dann, dass die wenigsten Männer einen Job haben, der Home-Office ermöglicht. Wenn sie sich bemühen, eine Arbeit zu finden, und sich bewerben, bekommen sie oft keine Antwort.

Afsar: Oder ich denke an eine junge afghanische Frau, die ich begleite. Sie bekommt während der Corona-Pandemie keine Hausaufgabenhilfe und kommt deshalb schulisch nicht weiter. In der Schule hat sie Kontakte gefunden. Die fallen in der Corona-Pandemie nun weg. Dies verstärkt ihre Depressivität. Kontakt- oder Freizeitmöglichkeiten sind eingeschränkt.

Das beständige Zusammensein mit der erschöpften, auf die kleineren Geschwister bezogenen Mutter und dem kranken Vater belasten sie umso stärker.

Die Kontakte der Geflüchteten zu ehrenamtlichen Helfern oder gemeinsamer Sport im Verein sowie die Freitagsgebete in der Moschee fallen aufgrund der Kontaktbeschränkungen zurzeit weg. Soziale Isolation, fehlende Kommunikation und durcheinandergeratene Tagesabläufe wirken sich sehr negativ auf die psychische Gesundheit meiner Klient*innen aus.

*Was, glauben Sie, ist psychisch die größte Herausforderung für ihre geflüchteten Klient*innen in dieser Pandemie-Situation?*

Chehab: Den Klienten fällt es schwer, diese Beschränkungen so abrupt und unvorhersehbar nach einer Zeit des Friedens und eines bescheidenen Wohlstands zu erleben.

Afsar: Manche verdrängen die schwierigen Gefühle, die damit einhergehen. Sie sind in der Krise fast ausschließlich mit ihrem Sicherheitsbedürfnis und ihren körperlichen und materiellen Nöten beschäftigt.

Was empfehlen Sie den Menschen, die sie begleiten?

Afsar: Sich über das Corona-Thema sachlich zu informieren: An welchen Symptomen erkennt man diese Infektion? Wie kann man sich und



die eigenen Kinder schützen? Und ganz konkret Links im Internet zu Kinderbüchern im PDF-Format anzuklicken, in denen Kindern das Thema erklärt wird. Und, was die Angst vor den Masken angeht, besprechen wir immer wieder mit ihnen: „Eine Maske ist ein Schutz vor dieser Infektion und nichts anderes und wir sind hier in Deutschland und in Sicherheit!“.

Chehab: Darüber hinaus ist das Wichtigste, dass wir unseren geflüchteten Klienten helfen, diese Situation zu akzeptieren. Was wir nicht ändern oder lösen können, müssen wir zuerst annehmen. Ich empfehle meinen Klienten, sich gerade jetzt Zeit zu nehmen, um mal grundsätzlich darüber nachzudenken, wie sie in ihrem Leben etwas verändern können.

Afsar: Ja, genau. Geduldig sein, sich

immer wieder bewusst machen, dass die Situation nicht für immer so bleiben, dass sie wie andere Krankheiten vergehen wird. Wir versuchen, den Blick über die eigene Situation hinaus zu erweitern: Viele Flüchtlinge haben im Moment diese Probleme und sie sind nicht allein damit. Und was die Sorge um eine Arbeit angeht, so haben auch viele Deutsche gerade dieses Problem.

Chehab: Enorm wichtig ist es, die Geflüchteten zu unterstützen, etwas gegen die zunehmende Langeweile zu tun: einen Zeitplan für den Tag aufzustellen, nicht zu lange im Bett zu bleiben, fest einzuplanen, wann ich welche Hausarbeit mache und wann ich Deutsch lerne. Spazieren gehen und überhaupt für Bewegung sorgen. Das Internet mit seinen vielen Angeboten dafür zu nutzen, sei es mit YouTube-

Videos zu Yoga, Tai-Chi oder anderen Bewegungsübungen. Die Kinder in all das mit einbeziehen, gemeinsam kochen, backen. Sich dann auch eine Belohnung geben, wenn man etwas geschafft hat. Überhaupt für gutes Essen und ausreichenden Schlaf sorgen. Einen lustigen Film anschauen und nicht unbedingt immer von sich erwarten, dass es ein deutscher Film ist. Zusammen Musik hören oder malen. Aber auch schwere Dinge wie Deutschlernen können leichter gemacht werden, indem man entsprechende Videos bei YouTube oder bei der Deutschen Welle dafür nutzt.

Afsar: Ein ganz wichtiges Thema betrifft den Umgang mit Informationen und digitalen Kontakten. Es ist gut und wichtig, mit der Familie oder mit Freunden durch Telefonieren und Skypen im Kontakt zu bleiben. Aber

genauso wichtig ist es, zum Schutz vor beunruhigenden Informationen das Handy öfter mal auszuschalten und das auch den Kindern so beizubringen. Wir raten unseren Klienten immer wieder, zum Schutz ihrer angeschlagenen psychischen Gesundheit nicht ständig Nachrichten zu schauen. Und v. a. kritisch zu bleiben, nicht jeder Nachricht auf Facebook oder Instagram zu glauben und nicht auf Dramatisierungen oder Fake-News hereinzufallen.

Chehab: Stattdessen geht es darum, gute Gedanken zu fördern und schwierige Dinge neu zu bewerten, sie in einen anderen Rahmen zu stellen.

Gibt es Erfahrungen, die Mut machen, weil Geflüchtete Ihre Impulse umsetzen können?

Afsar: Ja, ich denke an eine iranische Ratsuchende, Ende 20, die ausgerechnet in der Corona-Krise aktiv wird und beginnt, Mund-Nase-Schutzmasken zu nähen. Mit Unterstützung der Flüchtlingshilfe bezieht sie Stoffe und entwickelt ein eigenes Mundschutzmuster. Sie verkauft ihre Masken im Sprachunterricht und im Freundeskreis. Mitten in der Krise bekommt sie eine Aufenthaltserlaubnis. Ihre Perspektiven weiten sich. Sie entwickelt neue Ideen, spürt Handlungsfähigkeit.

*Und planen Sie für ihre Klient*innen auch schon über die Krise hinaus? Gibt es neue Projekte?*

Afsar: Ja, in Lingen hat Corona uns im letzten Frühjahr daran gehindert, eine Gruppe für Männer mit Fluchterfahrung anzubieten zum Thema „Sich selbst beruhigen – neue Hoffnung schöpfen“. Das werden wir wieder aufgreifen, sobald die Kontaktbeschränkungen es erlauben. Auch für Frauen und Kinder. Aber zuerst sind uns die geflüchteten Männer wichtig, die oft aus dem Blick geraten.

Chehab: Und in Papenburg beginnen wir im März eine therapeutische Gruppe für Arabisch sprechende Klienten, gemischt im Hinblick auf Alter und Geschlecht.

Frau Afsar und Frau Chehab, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



„Nur wenn ich gut für mich sorgen kann, kann ich auch für andere sorgen“

Ein Interview mit der Traumatherapeutin Andrea Völkerink – von Christopher Trouw und Justinus Jakobs

Das Bistum Osnabrück hat zu Beginn des letzten Jahres zusätzliche Kapazitäten für die Beratung traumatisierter Menschen zur Verfügung gestellt. In Lingen wird diese Arbeit von Andrea Völkerink ausgefüllt, langjährige Mitarbeiterin am PBZ und in Psychotraumatologie und Traumatherapie ausgebildete Beraterin.

Frau Völkerink, was geht Ihnen als Traumatherapeutin durch den Kopf, wenn Sie die Erfahrungsberichte Ihrer beiden Kolleginnen hören?

Die Berichte machen mich betroffen. Und mir fällt auf: Viele der beschriebenen Belastungen gibt es auch in Familien ohne Flucht- oder Migrationshintergrund und werden in Zeiten der Pandemie von weiten Teilen der Gesellschaft erlebt. Die wegbrechende Alltagsstruktur etwa, die sich viele Menschen in Zeiten von Home-Schooling und Home-Office ganz neu schaffen müssen, die fehlenden Ausgleichsmöglichkeiten im Freizeitbereich, die Mehrbelastung für Familien insgesamt. Auch das Verein-samen durch stark eingeschränkte soziale Kontakte. Die Corona-Pandemie geht vielen Menschen zunehmend an die Substanz. Aber die Geflüchteten



sind oft durch traumatische Erfahrungen massiv vorbelastet und können die zusätzlichen Corona-Nöte weniger wegstecken als Menschen ohne Traumatisierung.

Was unterscheidet Ihre traumatisierten Klienten von denen, die von Frau Afsar und Frau Chehab aufgesucht werden?

Zunächst einmal ist den meisten gemeinsam, dass sie ein Trauma erlebt haben. Das meint, dass sie in einer mehr oder weniger weit zurückliegenden Vergangenheit einer oder mehreren Situationen unterschiedlich lange ausgesetzt waren, die sie als existenzielle Bedrohung erlebt haben, denen sie hilflos ausgeliefert waren und die sie nicht aus eigener Kraft haben bewältigen können.

Die Unterschiede liegen vor allem darin, welcher Art die bedrohliche Erfahrung war und wie lange die Person ihr ausgesetzt war. Darüber hinaus verfügt jeder über unterschiedliche Bewältigungs- und Unterstützungsmöglichkeiten zum Zeitpunkt eines solchen Erlebnisses. Diese beeinflussen, welche Auswirkungen das Erlebnis für den Menschen hat und wie lange diese andauern. Hierdurch entsteht der individuelle Leidensfak-

tor, also der Grad der Belastung, die Anzahl und die Stärke der Symptome, wegen derer die Klienten eine Hilfe aufsuchen. Die Klienten kommen nicht, weil sie ein Trauma erlebt haben, sondern sie kommen, wenn sich aufgrund der Erfahrung einer existenziellen Bedrohung ein länger andauerndes Leiden und sogenannte Symptome zeigen. Beispiele für solche Symptome sind das Wiedererleben des Erlebnisses, Schlaf- und Konzentrationsstörungen, eine erhöhte Reizbarkeit und Ängste.

Welche besonderen Hilfen bräuchte es denn über unser Beratungsangebot hinaus für Menschen, wie Frau Afsar und Frau Chehab sie begleiten, die oft Verfolgung und massive Ängste erlebt haben?

Es ist für Migranten mit traumatischen Erfahrungen eine große Entlastung, dass sie durch Angebote wie die der beiden Kolleginnen in unseren Beratungsstellen Ansprechpartner finden, die einen psychologisch geschulten Blick auf sie haben und die sich gleichzeitig durch den gemeinsamen sprachlichen und kulturellen Hintergrund noch einmal tiefer und umfassender in sie einfühlen können als deutsche Beraterinnen. Sich dadurch gerade in der Fremde noch einmal ganzheitlicher verstanden zu fühlen, ist eine erste, sehr entlastende Erfahrung.



Die beiden Kolleginnen versuchen, diese Menschen so gut es geht zu stabilisieren. Dies ersetzt jedoch keine Traumatherapie! Die meisten traumatisierten Ratsuchenden benötigen langfristig neben dieser stabilisierenden Arbeit eine weiterführende therapeutische Hilfe, um ihre Traumatisierung wirklich bearbeiten und ihre Symptome nachhaltig überwinden zu können. Leider ist manchen von ihnen, gerade auch denen mit einem unsicheren Bleibestatus, der Zugang zu therapeutischen Hilfen und selbst zum psychiatrischen Facharzt versperrt. Und das nicht nur aufgrund sprachlicher Hürden, sondern auch, weil sie aus dem deutschen Krankenkassensystem außen vor gehalten werden. Dies ist tragisch und oft schwer auszuhalten.

*Stoßen Sie an ähnliche Grenzen, wenn Sie für Klient*innen, die zu*

*Ihnen kommen, nach weiterführenden Hilfen suchen? Oder ist das nur ein Problem in der Arbeit mit geflüchteten Migrant*innen?*

Für die Geflüchteten ist es besonders schwierig. Aber auch für viele traumatisierte Ratsuchende ohne Migrations- oder Fluchthintergrund, die ich begleite, gestaltet sich die Suche nach passenden Hilfen mühsam und die Wartezeiten sind zum Teil sehr hoch. Gerade in ländlichen Regionen haben wir einen erheblichen Mangel an niedergelassenen Psychotherapeuten, psychiatrischen Fachärzten und stationären klinischen Behandlungskapazitäten. Das Netz der Hilfen für traumatisierte Menschen ist noch nicht fest genug geknüpft und hat noch allzu große Lücken. Deshalb macht es auch neben der direkten Arbeit mit Ratsuchenden einen Teil meiner Arbeit aus, unsere Beratungsstellen mit anderen

Fachkräften und Einrichtungen zu vernetzen, die entsprechende Hilfen anbieten.

Ich selbst kann mit ihnen zusammen eine gewisse Zeit überbrücken, indem ich mit ihnen an einer ersten Stabilisierung arbeite. Wenn die Symptomatik nicht zu massiv ist, kann ich auch kurze therapeutische Einheiten mit ihnen machen. Das sind aber dann auch die Grenzen der Traumaarbeit in unseren Beratungsstellen. Menschen mit stärkerer Symptomatik brauchen intensive Langzeithilfen. Mein Ziel ist, die Menschen mit ihren Belastungen und Nöten bestmöglich direkt an die richtigen Stellen verweisen zu können. Sie sollen sich damit nicht allein gelassen fühlen.

In den Berichten von Frau Afsar und Frau Chehab ist oft von „Retraumatisierung“ die Rede, die etwa durch die Corona-Pandemie geschieht.



Was versteht man darunter eigentlich genau und was ist der Unterschied zu anderen Belastungsreaktionen?

Unter Retraumatisierung ist das Erleben einer neuen oder die Wiederholung einer bereits erfahrenen Traumatisierung zu verstehen. Hier von abzugrenzen ist die Reaktivierung eines Traumas durch das Auftreten bestimmter Reize, sogenannte Trigger, wie sie bereits innerhalb der eigentlichen Traumatisierung vorhanden waren. In beiden Fällen kommt es zum Auftreten, Wiederanstieg oder zur Verstärkung der Symptome einer posttraumatischen Belastungsstörung. Aktuell sind die Menschen durch verschiedenste Faktoren, durch Ängste aber auch durch Einschränkungen in unterschiedlichem Grad belastet. Viele von ihnen bilden akute Belastungsreaktionen heraus, die jedoch keinen Krankheitswert haben und sich nicht zu einer anhaltenden posttraumati-

schen Belastungsstörung entwickeln. Sobald sich die Situation wieder normalisiert und diese Menschen emotionale und soziale Entlastung erfahren, gehen auch ihr Leidensdruck und ihre Symptome zurück oder verschwinden ganz. Sie gewinnen wieder genügend eigene Möglichkeiten, ihren Alltag zu bewältigen. Ist dies nicht der Fall und die Belastung hält auch nach einer äußerlichen Normalisierung der Situation unvermindert an, sollten sich die Betroffenen professionelle Unterstützung suchen.

Reden wir manchmal vielleicht auch zu früh und zu oft von „Trauma“?

Das Wort Trauma kommt aus dem Griechischen und bedeutet übersetzt „Wunde“. Jeder Mensch erlebt in seinem Leben unterschiedliche existenziell bedrohliche Situationen, denen er sich hilflos ausgeliefert fühlt und die seine Seele „verwunden“. Mit diesem

Verständnis von einem Trauma zu sprechen, ist meiner Meinung nach in vielen Fällen legitim. Das bedeutet aber noch nicht, dass solch ein Trauma einen Krankheitswert hat und der betroffene Mensch einer tiefgehenden Versorgung bedarf. Es kommt darauf an, ob der Person genügend persönliche und soziale Ressourcen sowie eigene Selbstheilungskräfte zur Verfügung stehen, damit die Verletzungen keine Langzeitfolgen nach sich ziehen.

Problematisch ist es, wenn, sobald von „Trauma“ die Rede ist, auch schon von einer Traumatisierung ausgegangen wird. Das vergrößert Ängste, lässt Menschen unnötig in Panik geraten und ist nicht hilfreich.





Eine akute Belastungsreaktion sollte ernstgenommen werden. Man kann die Situation mit einer körperlichen Wunde vergleichen: Dass eine Wunde im ersten Moment schmerzt, ist vollkommen normal. Sie muss angemessen versorgt werden, um gut verheilen zu können. Gelingt eine Heilung nicht oder werden Schmerzen stärker, sollte man zum Arzt gehen. Übertragen auf eine seelische Wunde heißt dies: Es ist zu Beginn wichtig, dass die Betroffenen sich stabilisieren können, also z. B. Alltagsroutinen beibehalten, soziale Kontakte weiter pflegen, Orte aufsuchen, an denen sie sich sicher fühlen und zur Ruhe kommen können. Meist reicht dies aus und der Person geht es nach einer anfänglichen Zeit der Belastung wieder gut. Wenn dies nicht der Fall ist und Belastungen anhalten oder das Leiden sogar größer wird, sollte man sich professionelle Hilfe suchen.

Was können traumatisierte Eltern tun, um ihre Kinder vor dem eigenen Traumastress zu schützen?

Das ist gar nicht so leicht. Die eigenen Kinder vor schwierigen Verhaltens- oder Reaktionsweisen zu schützen, setzt ja voraus, dass Eltern ein Bewusstsein davon haben, dass z. B. ihre Unruhe, Reizbarkeit, Überängstlichkeit oder auch ihre Wahrnehmungsstörungen etwas mit der eigenen Traumatisierung zu tun haben. Sie müssen klar haben, dass es sich nicht um Reaktionsweisen handelt, die der aktuellen Situation angemessen sind. Um ihre Kinder schützen zu können, müssen Eltern

lernen, „Trigger“ zu identifizieren, also Reize, die sie im Hier und Jetzt an ein altes, emotional sehr belastendes Ereignis erinnern und in die Gefahr bringen, überzureagieren. Sie müssen unterscheiden können, was damals eine angemessene Reaktion gewesen wäre, und was es heute nicht mehr ist. Und dann kommt noch etwas Wichtiges hinzu: Solche Eltern müssen auch eigene Handlungsmöglichkeiten kennen, um sich selbst zu regulieren. Das heißt, sich selbst von einer erlebten hohen Erregung zu distanzieren, sich zu beruhigen und ins Hier und Jetzt zu holen und so die aktuelle von einer früheren traumatisierenden Situation abzugrenzen. Erst dann haben sie die Chance, ihre Kinder zu schützen, z. B. indem sie Situationen von vornherein umgehen, die sie aus dem Gleichgewicht bringen.

Dafür braucht es meistens auch die Unterstützung durch Partner und andere vertraute Bezugspersonen, die bestenfalls um die Traumatisierung wissen. Wenn traumatisierte Elternteile durch die „Traumabrille“ auf die aktuelle Situation schauen, diese deshalb nicht mehr realistisch wahrnehmen können und überreagieren, ist es hilfreich, wenn eine erwachsene Person, die das mitkriegt, ein Stopp setzen und die betroffenen Eltern

„reorientieren“ kann. Oft ist es auch wichtig, dass jemand da ist, der die Kinder aktiv aus solchen Situationen herausholt, bis ihre Eltern sich reorientiert und reguliert haben.

Damit das alles gelingen kann, brauchen traumatisierte Eltern das, was wir Psychoedukation nennen: Jemand muss ihnen erklären, was mit ihnen los ist. Sich mit ihnen auf die Suche machen nach Situationen, in denen sie besonders gut auf sich achtgeben müssen, weil da die „Schatten der Vergangenheit“ lauern. Mit ihnen auch ganz konkret einüben und vereinbaren, was sie in solchen Situationen tun können, z. B. jemanden bei ersten Anzeichen um Hilfe zu bitten oder bestimmte Gegenreize zu setzen. Und nicht zuletzt auch mit ihnen zu sehen, was sie präventiv tun können. Das sind dann Dinge, die auch für andere belastete Eltern ohne Traumatisierung wichtig sind, z. B. sich Zeiten zu schaffen, in denen man selbst zur Ruhe kommen und

sich etwas Gutes tun kann, seine eigenen Akkus aufzuladen, um für die Zeiten, in denen man sich um die Kinder kümmert, genügend Kräfte zu haben. Ein Satz, über den ich mit meinen Klienten regelmäßig spreche, lautet: „Nur wenn ich gut für mich sorgen kann, kann ich auch für andere sorgen.“

*Die
„Traumabrille“
ablegen und im
Hier und Jetzt
leben.*

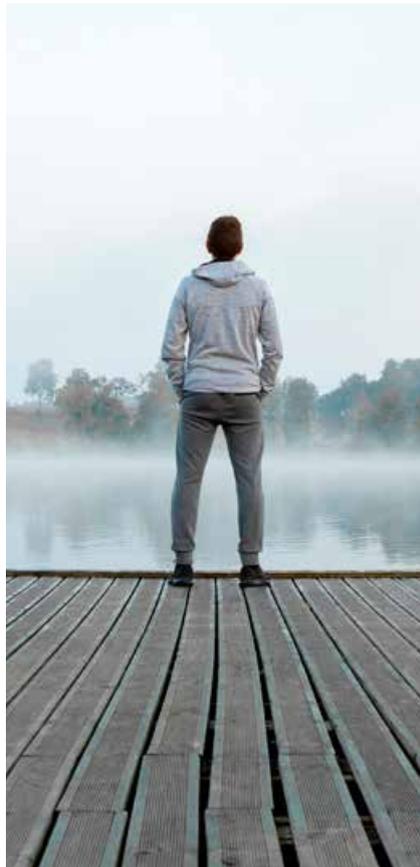
Geflüchtete in einer Familienberatungsstelle

Beate Grüterich

Von der überweisenden Kollegin vom Deutschen Roten Kreuz wurde noch betont: „Das Organisatorische übernehme ich, darum müssen Sie sich nicht kümmern.“ Die Kollegin hatte überwiesen, weil sie bei der ersten organisatorischen Hilfe des Geflüchteten bemerkt hatte, wie sehr die Vergangenheit auf die Person einwirkt. Dennoch musste der geflüchtete Klient noch einmal die finanziellen Schwierigkeiten oder die unklare Situation hinsichtlich der hoffentlich zu bekommenden Wohnung ausführlich darstellen. Den Erklärungen, um was es hier in der psychologischen Beratung gehen kann, wird nicht selten mit einer gewissen Verständnislosigkeit begegnet. Begreift der Berater oder die Beraterin denn nicht, dass im Moment erst einmal Sicherheit gefunden werden muss? Es war eine wichtige erste Lektion, dass wir uns trotz unseres Selbstverständnisses als psychologisch Beratende erst einmal mit sehr lebenspraktischen Themen auseinandersetzen mussten.

Sicherheit ist zu Beginn das oberste Gebot der Beratung

So gesehen ist es dann wieder der Schlüssel, der jede Beratung ausmacht, dass die Anliegen der Klienten den Mittelpunkt bilden. Es ist jedoch ein größerer Abstand nötig, dies so betrachten zu können: Die materiellen Bedürfnisse der geflüchteten Klient*innen sollten als psychologischer Zugang gedeutet werden. Es



gilt, sie in den Vordergrund zu stellen, sich „daran entlangzuhangeln“.

Über die organisatorischen Fragen und materiellen Bedürfnisse zu sprechen und angehört zu werden, ist für etliche geflüchtete Ratsuchende schon etwas Neues. Bei einigen ist es wichtig zu sagen, dass sie auch von hier aus, noch einmal unterstützt werden. Noch einmal mit dem Deutschen Roten Kreuz zu sprechen, mit Lehrer*innen, der Ausländerbehörde oder dem Vermietenden kann entscheidend wichtig sein, selbst dann,

wenn es doppelt ausgeführt wird. Es stärkt doch noch einmal das Sicherheitsgefühl dieser Klient*innen.

Führt der geflüchtete Ratsuchende die Beratung weiter, spiegelt bald das Geflecht seiner Beziehungen mehr von der Persönlichkeit, seiner Herkunftsgeschichte und seinen Bedeutungskontexten. Die persönlichen Anliegen der geflüchteten Klient*innen ergeben sich erst im Verlauf der Beratung mit der Vielfalt wie bei den Ratsuchenden ohne Migrationshintergrund. Um in den sich daraus ergebenden Fragestellungen Rat geben zu können, sind Kenntnisse über den Verlauf der jeweiligen Flüchtlings- oder Migrationsgeschichte und den kulturellen Hintergrund wiederum nötig. Sie fließen in das weitere Beratungsgeschehen ein. Wir erarbeiten uns Fachwissen in Fortbildungen und im Austausch mit Fachkolleg*innen, um sie verstehen und interpretieren zu können.

Diese Beratungsarbeit weist große Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten zu der Arbeit mit den deutschen Klient*innen auf. Zum einen sind es oft komplett andere kulturelle Hintergründe, in denen die Klient*innen gelebt haben und jetzt leben, zum anderen zeigen sie Persönlichkeitsstrukturen, die den hiesigen Ratsuchenden gleichen. Sie bilden Symptome aus, die in die vorhandenen Kategorien eingeordnet werden können, auch wenn sie verallgemeinernd unter „migrationsbedingte Konflikte“ gelistet werden.

Unähnlichkeit zeigt sich meist beim Start der Beratung, besonders wenn es traumatische Erfahrungen gegeben hat. Dennoch wird zum Beispiel zuerst das Geflecht der Beziehungen hier im Einreiseland, dann die gesundheitliche Situation und anschließend die Sorge um Verwandte in der Heimat thematisiert. Die erlebten Schrecken der Vergangenheit zu besprechen, ist erst dann möglich, wenn die geflüchtete Klientin oder der geflüchtete Klient von sich aus dazu Bereitschaft zeigt. Manche tun dies in der ersten Stunde, eine größere Zahl benötigt Zeit.

Auch hier ist das Sicherheitsgefühl entscheidend. Das war für uns nicht immer einfach, weil wir durch überweisende Kolleginnen und Kollegen („schreckliche Geschichte“) unter dem Druck standen, dass der ratsuchende Geflüchtete doch deshalb in die Beratung kam. Wir lernten, dass der Vertrauensaufbau im Mittelpunkt stehen muss. Und doch konnten wir uns lange nicht davon befreien, darauf zu warten, dass endlich innerpsychische Themen und Beziehungskonflikte angesprochen werden, wie sie normalerweise im Zentrum einer psychologischen Beratung stehen. Aber hat es nicht auch eine Qualität, wenn diese geflüchteten Klient*innen die innere Kraft entwickeln, sich auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren und gerade nicht über Themen sprechen, die mit ihren traumatischen Geschichten verknüpft sind?

Einige wenige fragten direkt nach einer Traumatherapie. Mit Hochdruck



haben wir uns dann um einen Platz dafür gekümmert. Wenn tatsächlich etwas möglich wurde, fehlte die Kostenzusage, die Fahrt dorthin war zu weit, oder die Fahrtkosten nicht zu finanzieren. Es kam auch vor, dass der Ablauf nicht verstanden und Fristen versäumt wurden. Wenn geflüchtete Klienten sich aufmachen, weiterführende Möglichkeiten zu erkunden, ist es wichtig, sie dabei zu begleiten. Sie melden sich meistens nicht von sich aus, wenn Fragen auftauchen. Vielmehr wird nicht selten genickt, auch wenn der Sachverhalt nicht verstanden worden ist.

In solchen Situationen in der Beziehung zum Ratsuchenden dran zu bleiben, Nähe, Anteilnahme und Mitgefühl zu vermitteln, aber eben auch wiederholt Sachverhalte zu vermitteln, ist dann die Aufgabe der Beratenden und auch die Grundlage für jede sich anschließende Therapie.

Fazit

Mit zum Teil dramatischen Erlebnissen in den Herkunftsländern und oft langjährigen Fluchterfahrungen kommen einzelne Geflüchtete, Paare oder Familien in die Beratungsstelle. Nach der Ankunft hier sind sie zuerst mit dem Aufbau ihres Alltags beschäftigt. Dies als Ausgangspunkt für die Beratung anzunehmen, heißt Akzeptanz des Hier und Jetzt und ist Voraussetzung dafür, dass Beratung für sie gelingen kann. Dazu ist ein Netzwerk notwendig. Dieses hat sich mit der Zeit um unsere Beratung der Geflüchteten gebildet und besteht aus einem Dolmetscherpool, dem Deutschen Roten Kreuz, aus Ärzt*innen und einer Vielzahl anderer Einrichtungen. Mit ihnen im Kontakt zu stehen, gibt den Geflüchteten Menschen die Sicherheit, wie sie hier als Grundvoraussetzung dieser Beratung beschrieben worden ist. Erst dann kann mit der psychologischen Beratungsarbeit begonnen werden. Es zeigt sich dann im weiteren Verlauf, dass trotz der unterschiedlichen Kulturen die Beratungen durch Persönlichkeiten und Persönlichkeitsstrukturen geprägt sind, wie wir sie aus der sonst üblichen Beratungsarbeit kennen. Es lohnt sich, wenn es die Beratung nur irgendwie erlaubt, genauer hinzuschauen und Zusammenhänge von Konflikten zu entdecken und zu klären. Darin unterscheidet sich diese Beratungsarbeit dann nur noch wenig von der, die wir aus Beratungen mit anderen Ratsuchenden kennen.



„Du freust dich immer so an mir!“

Ein Interview mit Monika Pomberg – 39 Jahre lang Mitarbeiterin an der Psychologischen Beratungsstelle in Meppen – von Birgit Wittstruck und Katja Schwerdt

Liebe Monika, nun brechen, nach 39 Jahren unermüdlichem Engagement, die letzten Wochen deiner beruflichen Tätigkeit in der PBS Meppen an. Du bist für uns nicht nur eine wunderbare Kollegin, sondern auch eine Beraterin, die mit Leib und Seele dabei ist. Neben deiner Selbstständigkeit als Kinder- und Jugendtherapeutin mit eigener Praxis in Sögel hast du uns als EFL-Beraterin unterstützt. Was hat dich am meisten an dieser Arbeit fasziniert?

Anders, als in meiner Praxis, in der ich allein gearbeitet habe, habe ich in Meppen immer zu einem Team gehört. Ich war immer dankbar über die Möglichkeit des Austausches und des Korrektivs durch das Team. Die Arbeit ist ein Wechselspiel von Geben und Nehmen. So, wie die Klient*innen von mir profitiert haben, habe ich von den Kolleg*innen und den Ratsuchenden profitiert. Es war ein Gefühl, auf Augenhöhe zu sein. Meppen war da für mich etwas Besonderes.

Was hat Meppen für dich zu etwas Besonderem gemacht?

Ich habe die Kolleginnen und Kollegen in Meppen während der ganzen Jahre immer als ein Team erlebt, das gerne und engagiert gearbeitet hat. Alle haben sich auf Beratungsprozesse eingelassen, sind eingetaucht und wollten die Prozesse verstehen. Es war immer eine Arbeit in einem lebendigen Team mit gegenseitiger Zuneigung und dem Interesse an

Weiterentwicklung. Das war für mich eine große Bereicherung.

Du hast schon in den Anfängen der Meppener Beratungsstelle mitgewirkt. In den letzten Jahren haben sich neben den räumlichen Veränderungen auch die inhaltliche Arbeit, sowie die Methodik immer wieder verändert. Was war für dich die interessanteste Veränderung?

Es hat sich so vieles gewandelt und verändert. Begonnen habe ich mit einigen Stunden Honorartätigkeit. Damals war die Elternarbeit von der Arbeit mit Kindern strikt getrennt. Wir entdeckten die Möglichkeiten der Spieltherapie und stellten dann fest, dass die beste Spieltherapie ohne eine gute Elternarbeit nur wenig Sinn macht.

Später gab es eine starke psychodynamische Orientierung in der Arbeit. Die Idee dahinter war: Aufarbeitung befriedet und hilft! Rückblickend sehe ich diese Zeit kritisch. Durch die Aktivierung von Erlebtem konnte es zu Destabilisierung kommen, und es bestand die Gefahr der Entwicklung von Abhängigkeiten.

Im Laufe der Jahre entdeckten wir dann das systemische Arbeiten. Impulsgebend war damals Achim Kowalcyk, Kollege in der Beratungsstelle Papenburg. Wir haben den systemischen Gedanken aufgesogen, uns darin weitergebildet, weiterentwickelt und vom systemischen Denken sehr profitiert. Zu der Zeit haben wir

begonnen mit ganzen Familien zu arbeiten, was rückblickend für mich ein ganz wichtiger Teil unserer Arbeit war.

Haben sich aus deiner Sicht auch die Familien und damit auch die Bedürfnisse der Klientinnen und Klienten verändert? Gibt es andere Themen?

Die Bedeutung von Kindern hat sich in vielen Familien verschoben. Kinder sind immer bedeutender für die Bestätigung ihrer Eltern geworden. Der Raum für eine eigene Entwicklung ist für viele Kinder kleiner geworden. Leistungsorientierung und schulische Erfolge sind verstärkt in den Fokus gerückt. Ich habe in den letzten Jahren zunehmend hilflose Eltern erlebt und Eltern, die Schwierigkeiten haben, in eine haltgebende Beziehung zu ihren Kindern zu gehen. Hier spielt sicher auch die mediale Präsenz eine Rolle. Letztlich lassen sich die Wünsche von Kindern mit einem Satz zusammenfassen: Kinder wünschen sich mehr Familienzeit.

Darüber hinaus habe ich eine zunehmende Vereinsamung von jungen Menschen erlebt. Deren soziale Vernetzung ist oft reduziert. Daraus resultiert dann Verunsicherung im Umgang mit sich selbst und anderen. Selbstwahrnehmung und Selbstakzeptanz sind häufig nicht gut entwickelt. Zudem hat sich auch das Helfersystem sehr verändert. Aus meiner Sicht gibt es hier die Idee: Mit immer mehr Institutionalisierung bekommen wir es hin. Auch Helfersysteme möchten sich

selbst erhalten. Ich frage mich da oft: Werden so auch Probleme produziert? Wie viel ist wirklich hilfreich? Wo genau sind wir Teil des Ganzen? Nach wie vor finde ich unser Konzept der integrierten Beratungsstellen richtig gut. Durch die Rückkopplung mit Kolleg*innen im Team, können Eltern und Kinder im Beratungsprozess den Raum bekommen, den sie für ihre Entwicklung und Veränderung benötigen. Letztlich habe ich in all den Jahren gelernt: Eine Beratung oder Therapie, die nicht gut rückgekoppelt ist, hat nur eine geringe Halbwertszeit!

Monika, welche war die beste Entscheidung in deiner beruflichen Laufbahn?

Im Meppener Team zu arbeiten und Teil dieses Teams zu sein! Neben der Tätigkeit als Beraterin habe ich vor 20 Jahren für fast zwei Jahre die kommissarische Leitung übernommen. Auch dies war eine intensive, erfahrungsreiche und zugleich schöne Zeit, die geprägt war von Aufbruchstimmung.

In unserer Arbeit als Beraterinnen und Berater haben wir viel Handlungsfreiheit. Jede und jeder ist anders. Das gilt für unsere Klientinnen und Klienten ebenso wie für uns. Was hat dir an deiner Arbeit am meisten Freude gemacht?

Die Arbeit mit Kindern hat mir viel Freude gemacht. Die Unmittelbarkeit, die Spontantität, die Lebenskraft von

Kindern hat mich immer fasziniert. Ich habe, wo es möglich war, mit Kindern in Anwesenheit der Eltern gearbeitet, und durfte oft erleben, wie sich der Blick von Eltern auf ihre Kinder verändern konnte und umgekehrt. Den liebevollen und zutrauenden Blick wieder zu finden, tut gut. Ein Kind hat mir einmal gesagt: „Ich komme so gern, du freust dich immer so an mir.“ Darum geht es, die Freude aneinander wiederzufinden. Eine schöne Rückmeldung einer Mutter war einmal: „Wenn man zu Ihnen kommt, dann versteht man sein Kind.“

Dass wir nicht immer nur Schönes und Leichtes hören und erleben, ist kein Geheimnis. Was war für dich das Bewegendste?

Es gibt einige Fälle, die mich besonders berührt und beschäftigt haben



Monika Pomberg

und die mir immer in Erinnerung bleiben werden. Besonders bewegt und nachgegangen sind mir vor allem die Missbrauchsfälle. Wir waren über lange Jahre hinweg verlässliche Ansprechpartner. Das war gut und wichtig. Damals gab es in Meppen noch keinen Kinderschutzbund, und wir waren erster Ansprechpartner für Schulen und Kindergärten. Auch hier haben wir uns ständig fortgebildet und weiterentwickelt. Heute weiß ich, dass es wichtig ist, dass Täter ihre Schuld bekennen und Verantwortung übernehmen. Genauso wichtig ist, dass Betroffene für die Verarbeitung des Erlebten zugewandte Begleitung, Zeit und Stabilität erfahren.

39 Jahre warst du in der Beratungsstelle tätig. Dein letztes Jahr war von Corona bestimmt. Was geht dir durch den Kopf, wenn du an Corona im Zusammenspiel mit Beratung denkst?

Wir Menschen brauchen Beziehungen. Ohne Beziehungen kommen wir nicht aus. Eine Digitalisierung bedeutet zum einen Fortschritt, aber vor allem kann sie keine Beziehung ersetzen.

Für mich bleibt die Frage: Wie werden sich Beziehungen auf Dauer gestalten? Und: Wird es uns gelingen, die Erfahrungen, die wir zurzeit machen für die Zukunft zu nutzen?

Nun verlässt du als Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeutin das Meppener Team. Was würdest du uns empfehlen? In welchen Bereichen sollten wir uns starkmachen, um gut



mit Kindern und Jugendlichen, die zu uns kommen, arbeitenzukönnen?

Ob es unbedingt einen Kinder- und Jugendlichenpsychotherapeuten braucht, weiß ich nicht. Es ist aber sicher gut, wenn es Kolleg*innen gibt, die sich in der Arbeit mit Kindern fort- und weiterbilden.

Im Laufe der Jahre sind mir auch andere Ansätze wichtig geworden. Dazu zählen das Klopfen nach Michael Bohne, die Hypnotherapie, die Traumarbeit, EMDR. Diese Art zu arbeiten, war sehr intensiv. Auch das Provokative Arbeiten sowie die Arbeit mit einem Reflecting Team habe ich besonders bereichernd empfunden. Ich merke gerade, ich habe viele

Fortbildungen gemacht, die mich immer weitergebracht haben. Und ich merke, was ich den jüngeren Kollegen mitgeben möchte: Bildet euch fort, profitiert voneinander, probiert euch aus, findet eure eigenen Zugänge zur Arbeit. Und, zur Heilung gehört neben dem Verstehen und der Aufarbeitung auch Zeit und liebevolle Begleitung.

Hast du einen Masterplan, was du in Zukunft machen wirst?

Ich freue mich auf Muße. Ich kann gut Löcher in den Wind schauen und ich vertraue darauf, dass sich die Gestaltung meines weiteren Weges finden wird.

Liebe Monika, vielen Dank für dieses ausführliche Interview! Das gesamte Team der Psychologischen Beratungsstelle in Meppen wünscht dir für deinen Ruhestand alles Gute und wird dich sehr vermissen!!

50 JAHRE

Ehe-, Familien-, Lebens-
und Erziehungsberatung
Papenburg | Meppen | Lingen

50 JAHRE

Ehe-, Familien-, Lebens-
und Erziehungsberatung

Papenburg | Meppen | Lingen

„Verbindende Kräfte stärken“

Elterliche Präsenz als Chance
für Erziehende und Beratende

18. November 2021
Ludwig-Windthorst-Haus
in Lingen

Für Fachkräfte aus Kita,
Schule und Jugendhilfe

Bistum
Osnabrück

„Elterliche Präsenz“, „Gewaltfreier Widerstand in der Erziehung“ oder „Neue Autorität“ – das sind die bekanntesten Titel für Konzept und Praxis einer nachhaltigen Beziehungsgestaltung. Die Idee geht zurück auf den israelischen Psychologen Haim Omer. Arist von Schlippe hat sie in Deutschland bekanntgemacht.

Was bewirkt diese Haltung einer „bezogenen Stärke“ in Familien, die sich in ihren Lebenswelten unter dem starken Druck von rasanter Veränderung, Unsicherheit, Unübersichtlichkeit und Konflikten erleben?

Kann sie Erziehenden und denen, die sie unterstützen und beraten, dabei helfen, eine Qualität der Verbundenheit mit sich selbst und miteinander zu finden? Und ermöglicht ihnen das, Beziehungs- und Bindungsangebote zu machen, die Halt und Orientierung geben?

Woran würden Kinder und Jugendliche – also die, um deren Kooperation geworben wird – merken, dass sie darin wirklich etwas kraftvoll „Neues“ erleben, von dem sie profitieren und an dem sie wachsen können?

Welche Formen von Präsenz setzen verbindende Kräfte in den mehr denn je interkulturellen und komplexen Kontexten von KiTa, Schule, Jugendhilfe, Beratung und Klinik mit ihren Grenzerfahrungen frei?

Und wie kann Führung heute so gelebt werden, dass sich Kompetenzen von Einzelnen und von Teams gemeinsam entfalten und sich Organisationen innovativ entwickeln können?

Wir laden ein zu einem Fachtag, der diesen Fragen auf den vielen Handlungsfeldern nachgeht, denen sich das Konzept Haim Omers in den vergangenen zwei Jahrzehnten gestellt hat. Und wir feiern damit 50 Jahre der „Präsenz“ integrierter und integrativer Erziehungsberatung im Emsland, die sich in einem gewachsenen Kraftfeld von Beziehungen und Kompetenzen den neuen Herausforderungen stellen will.

Informationen zum Fachtag und zur Anmeldung unter

www.fachtag-emsland.de



unterstützt von der
Landesarbeitsgemeinschaft für
Erziehungsberatung Niedersachsen e.V.

Beratungsstellen im

Bistum Osnabrück

www.efle-beratung.de

Psychologische Beratungsstelle
Ehe-, Familien- und Lebensberatung
Syker Straße 4, 27211 **Bassum**
Telefon: 04241 1003
E-Mail: bassum@efle-bistum-os.de
Leitung: Dipl.-Psych. Markus Melnyk

Psychologische Beratungsstelle
Ehe-, Familien- und Lebensberatung
Hasestraße 5, 49593 **Bersenbrück**
Telefon: 05439 1390
E-Mail: bersenbrueck@efle-bistum-os.de
Leitung: Dipl.-Psych. Manfred Holtermann

Psychologisches Beratungszentrum
Ehe-, Familien- und Lebensberatung
Glückaufstraße 2, 49124 **Georgsmarienhütte**
Telefon: 05401 5021
E-Mail: gmhuette@efle-bistum-os.de
Leitung: Dipl.-Psych. Ulrich Tobergte

Psychologisches Beratungszentrum
Ehe-, Familien-, und Lebensberatung
Bernd-Rosemeyer-Str. 5, 49808 **Lingen (Ems)**
Telefon: 0591 4021
E-Mail: lingen@efle-bistum-os.de
Leitung: Dipl. Theol. HP Psych. Justinus Volker Jakobs

Psychologische Beratungsstelle
Ehe-, Familien- und Lebensberatung
Versener Straße 30, 49716 **Meppen**
Telefon: 05931 12050
E-Mail: meppen@efle-bistum-os.de
Leitung: Dipl.-Psych. Katja Schwerdt

Psychologische Beratungsstelle
Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung
Hauptstraße 10, 48529 **Nordhorn**
Telefon: 05921 77888
E-Mail: nordhorn@efle-bistum-os.de
Leitung: Dipl.-Theol., Dipl.-Soz.-Päd. Beate Grüterich

Therapeutisches Beratungszentrum
Ehe-, Familien- und Lebensberatung
Lotter Straße 23, 49078 **Osnabrück**
Telefon: 0541 42044
E-Mail: os-efl@efle-bistum-os.de
Leitung: Dipl.-Psych. Beate Franzke

Therapeutisches Beratungszentrum
Erziehungs- und Familienberatung
Straßburger Platz 7, 49076 **Osnabrück**
Telefon: 0541 42061
E-Mail: os-eb@efle-bistum-os.de
Leitung: Dipl.-Psych. Birgit Westermann

Psychologisches Beratungszentrum
Ehe-, Familien- und Lebensberatung
Hauptkanal rechts 75a, 26871 **Papenburg**
Telefon: 04961 3456
E-Mail: papenburg@efle-bistum-os.de
Leitung: Dipl.-Psych. Dr. Christopher Trouw

Psychologische Beratungsstelle
Familien- und Erziehungsberatung
Nienburger Straße 25, 27232 **Sulingen**
Telefon: 04271 6575
E-Mail: bassum@efle-bistum-os.de
Leitung: Dipl.-Psych. Markus Melnyk

Außerdem unterhält der Katholische Gemeindeverband
in Bremen eine Offene Tür, in der ebenfalls Ehe-,
Familien- und Lebensberatung angeboten wird:
Offene Tür Bremen
Hohe Straße 7, 28195 **Bremen**
Telefon: 0421 324272
E-Mail: offene-tuer.bremen@t-online.de

Wichtige Partner in unserem Netzwerk



Katholische Bundeskonferenz
für Ehe-, Familien- und Lebensberatung



**Landesarbeitsgemeinschaft
für Erziehungsberatung
Niedersachsen e.V.**

Der Fachverband für Erziehungsberatung in Niedersachsen



**Bundesverband
Katholischer Ehe-, Familien-
und Lebensberaterinnen
und -berater e.V.**

Weitere Informationen auch im Internet:
www.efle-beratung.de

